

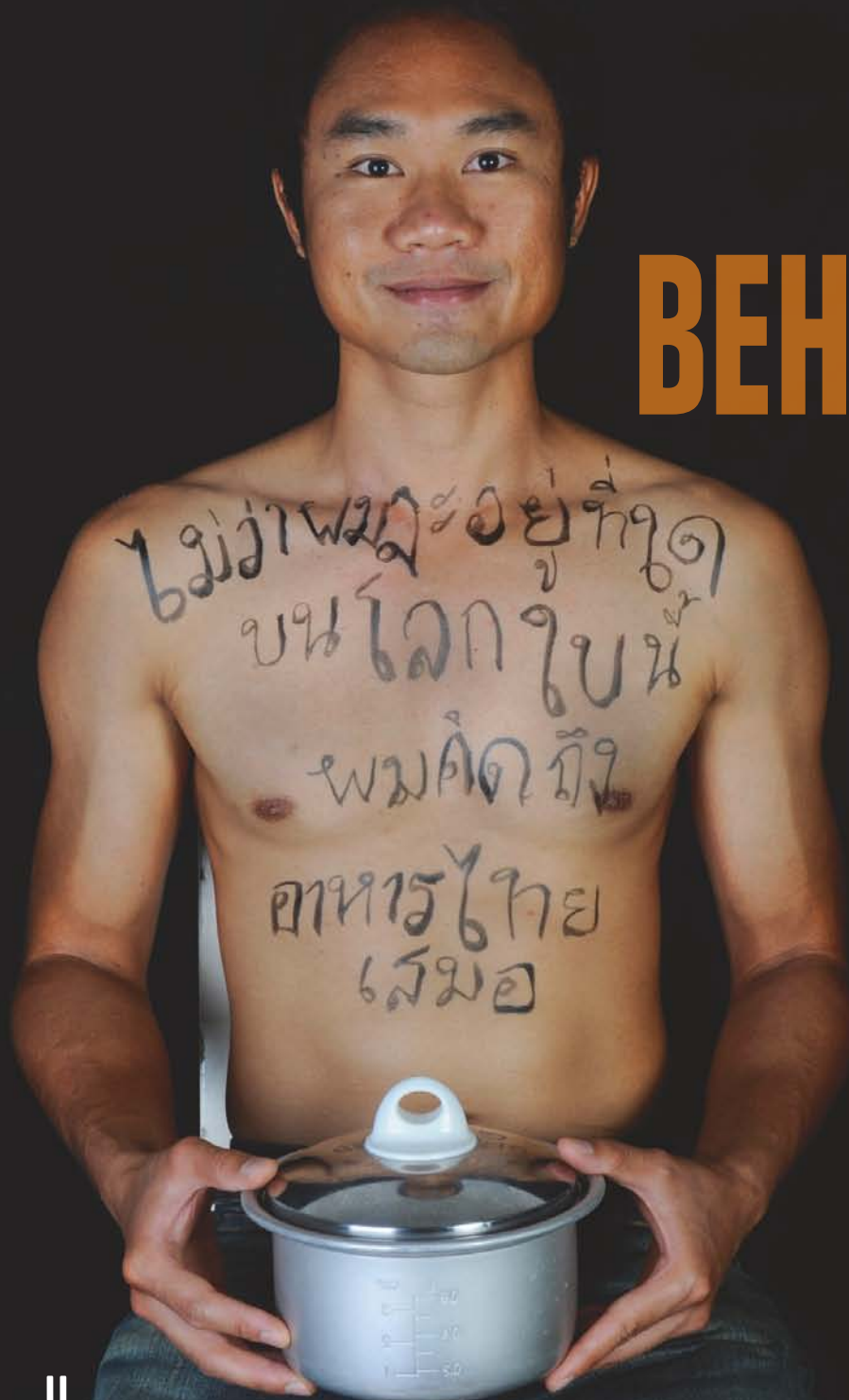
DENKEN + GLAUBEN

Nr. 170 Winter 2013

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at

BEHAUST





Romuald Hazoumé, Rat Singer, second to God, 2013 (Detail).
Foto: Romuald Hazoumé, Courtesy des Künstlers und Magnin-a Gallery, Paris, © Bildrecht, Wien, 2013



Romuald Hazoumé, Rat Singer, second to God, 2013 (Detail).
Foto: UMJ/Lackner



Romuald Hazoumé, Rat Singer, second to God, 2013.
Foto: Romuald Hazoumé, Courtesy des Künstlers und Magnin-a Gallery, Paris, © Bildrecht, Wien, 2013

Romuald Hazoumé: Rat Singer, second to God

Der Künstler Romuald Hazoumé stammt aus dem Benin und lebt auch dort, obwohl er inzwischen zum internationalen Kunstbetrieb gehört und möglicherweise von einem anderen Standort aus seine Karriere besser vorantreiben könnte. In allen seinen Werken ist seine Herkunft und seine Heimat präsent: die Schätze Afrikas, die er in der Solidarität der Menschen untereinander und in ihrer Spiritualität sieht, aber auch deren Leiden, auf die er sich in der beeindruckenden Installation „Rat Singer“ im Grazer Kunsthaus bezieht, die auf die Flüchtlingskatastrophen im Mittelmeer rekurriert.



„Bin ich der Flüchtling nicht? Der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
begierig wütend nach dem Abgrund zu?“

Johann Wolfgang von Goethe, Faust I

Das Haus als Behausung ist immer durch die Dialektik von innen und außen bestimmt, Behausung stiftet Identität und Stabilität, die für viele Menschen allerdings nicht mehr als unerreichbare Sehnsuchts- hoffnung sind. – Lampedusa ist die klaffende Wunde an unserem Haus Europa. Daran hat uns der südamerikanische Papst Franziskus auf überzeugend geradlinige Art erinnert. Der Künstler Romuald Hazoumé hat dieser Geste im Grazer Kunsthaus eine beeindruckend-aufwühlende Installation gewidmet. Im Interview in dieser Ausgabe von D+G spricht er vom Wert der Solidarität als großem Schatz, der uns Europäern verloren gegangen zu sein scheint. Vielleicht auch ein möglicher Weg um die viel zitierte existentielle Unbehaustheit unserer westlichen Welt unter anderen Vorzeichen zu betrachten. Papst Franziskus jedenfalls lebt weiterhin im schlichten Gästehaus des Vatikans um den Menschen emotional nahe sein zu können und nicht alleine zu sein, wie er sagt, und wohl auch um als Meister der schlichten wie ergreifenden Gesten zur Sensibilisierung für die Unbehausten in unserer Welt in allen Dimensionen der Wortbedeutung beizutragen.

Unter dem Titel: „Nicht Heimat, aber mein Zuhause“ hat die aus dem Iran stammende Künstlerin Maryam Mohammadi HeimbewohnerInnen des Quartier Leech porträtiert, indem sie sie mit einem Gegenstand, der ihnen wichtig ist und einem auf die Haut geschriebenen Satz fotografierte (siehe das Cover dieser Ausgabe von D+G). Wir haben uns inzwischen gut eingelebt in unserem renovierten und neu gestalteten Haus. Auf diesem Weg darf ich mich bei allen bedanken, die unser Projekt materiell unterstützen. Inzwischen haben die Spenden eine Höhe von fast 400.000 Euro erreicht! Das ist für uns wirklich überwältigend und auch berührend, weil wir das nicht nur in der materiellen Dimension sehen, sondern auch als Ausdruck des uns entgegengebrachten Vertrauens und der Wertschätzung unserer Arbeit. Ganz besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Dr. Josef Wilhelm, der als einer der Haupt-Motoren unserer Sponsoring-Aktivitäten unermüdlich unterwegs war und in unzähligen Telefonaten und Briefen Menschen bewegt hat, unser Projekt zu unterstützen. Dafür und für sein großes Engagement als nun scheidender Vorsitzender unseres Fördervereins (KHG-Community) durch zwei Perioden hindurch darf ich ihm im Namen vor allem der Studierenden und HeimbewohnerInnen ein ganz herzliches Dankeschön sagen und gleichzeitig Frau Direktorin Dr. Brigitta Kunisch als neue Vorsitzende des Fördervereins begrüßen und ihr für die Bereitschaft danken sich ehrenamtlich für die Kath. Hochschulgemeinde einzusetzen.

Mit der Einladung sich beim Lesen dieses Heftes mit einigen Facetten des schillernden Begriffes „behaust“ auseinanderzusetzen und den besten Wünschen für beschauliche Adventtage und ein gesegnetes Weihnachtsfest!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Spenden zur Finanzierung der Bauarbeiten des Quartier Leech erbitten wir auf das Konto: Katholische Hochschulgemeinde Graz, Stmk. Bank und Sparkassen AG, BLZ 20815, Konto 03300700543, IBAN AT312081503300700543, BIC STSPAT2G, Kennwort: Spende Quartier Leech KHG/AAI 40/440020

BEHAUST

Das Prinzip Behausung (2)

Ein Kommentar von
Peter Rosegger

Der Körper als Wandzeitung (3)

Anna Maria Steiner über ein Kunst-
projekt von Maryam Mohammadi

Behausung als Ausdruck der Lebensform? (6)

Von Florian Traussnig

Staatenlos – rechtlos – bewegungslos? (8)

Von Martina Maria Linzer

Heimat Meeresgrund (11)

Von Florian Mittl

„Ich male die Farben meines Volkes!“ (14)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem
Künstler Romuald Hazoumé

Wo Gott nichts zu suchen hat? (18)

Von Thomas Großbölting

Daham is daham (23)

Von Harald Koberg

Sehnsuchtsort Graz (24)

Anna Maria Steiner über Diemut Stangl

Ansprache zur Eröffnung und Segnung des „Quartier Leech“ (25)

Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari

KHG - AKTUELL (27)

Das Prinzip Behausung

Kommentar

Von Peter Rosegger

Jede Behausung braucht ein starkes Fundament um bewohnbar zu sein. Wenn es solide ist, kann man die oberen Stockwerke kreativ gestalten. Beziehung ist der beste Stoff für dieses Fundament, auf dem sich das Haus eines Lebens bauen lässt. Der Kern einer solchen Beziehung wird durch Werte geschützt, ohne die sie brüchig wird. Christian Morgenstern hat gesagt: „Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird.“ Im Idealfall stimmen beide Adressen überein. Der Mensch kann nicht nur in Luftschlössern leben, sondern er braucht auch angreifbare Wohnräume. Rainer Maria Rilke hat in seinem Gedicht „Herbsttag“ die Ambivalenz von Heimat als Beziehung und als Ort skizziert. Er schreibt über den zu Ende gehenden Sommer und dessen Schönheit und sagt abschließend:

*„Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.“*

Die Ambivalenz von Behausung als Beziehung und als Ort gilt auch für den christlichen Glauben. Christus hat über sich gesagt: „Die Füchse haben ihren Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ Und er hat gesagt: „Wer ... meine Worte hört und danach handelt ist wie ein kluger Mann, der sein Haus auf Felsen baute ... als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es nicht ein.“ Diese Behausung kommt aus der Beziehung, der Freundschaft mit Christus und wird getragen von ausstrahlenden Werten. Der christliche Glaube kann nicht in behaglicher Selbstgenügsamkeit gelebt werden. Auch die Kirche lebt nicht in einem gallischen, sondern in einem globalen Dorf. Sie ist keine Festung, sondern gibt Behausung. Sie braucht keine Technokraten und keine

schicke Veranda, sondern Häuser des Gebetes und authentische, kompetente Katholikinnen und Katholiken.

Die Kirche ist ein Haus mit starkem Fundament und offenen Türen. In dieser Balance soll sie sich nicht in die Sakristei zurückziehen, sondern an vitalen Räumen in der Gesellschaft aktiv mitwirken. Sie baut Brücken zu – wie Papst Johannes XXIII. gesagt hat – „allen Menschen guten Willens“. Das „Quartier Leech“ ist ein herausragendes Beispiel dafür. Es ist ein Biotop für die einladende Begegnung und den profilierten interdisziplinären und interreligiösen Diskurs von Menschen verschiedener Herkunft. Ein weiteres sehr gelungenes Beispiel dafür ist die „Graz International Summer School Seggau“, die 2014 zum neunten Mal stattfindet. Dieses Symposium veranstalten die Karl-Franzens-Universität, die COMECE (Kommission der Bischofskonferenzen der EU-Staaten) und die Diözese Graz-Seckau. Es bietet rund 80 Studierenden aus vielen Ländern ein Forum, einander die Häuser ihres Lebens zu zeigen und an einer gemeinsamen Siedlung zu arbeiten.

Wer solche Behausungen baut, braucht feste Fundamente und offene Fenster. Er braucht Werte wie Freundschaft und Kreativität. Das könnte Schule machen.



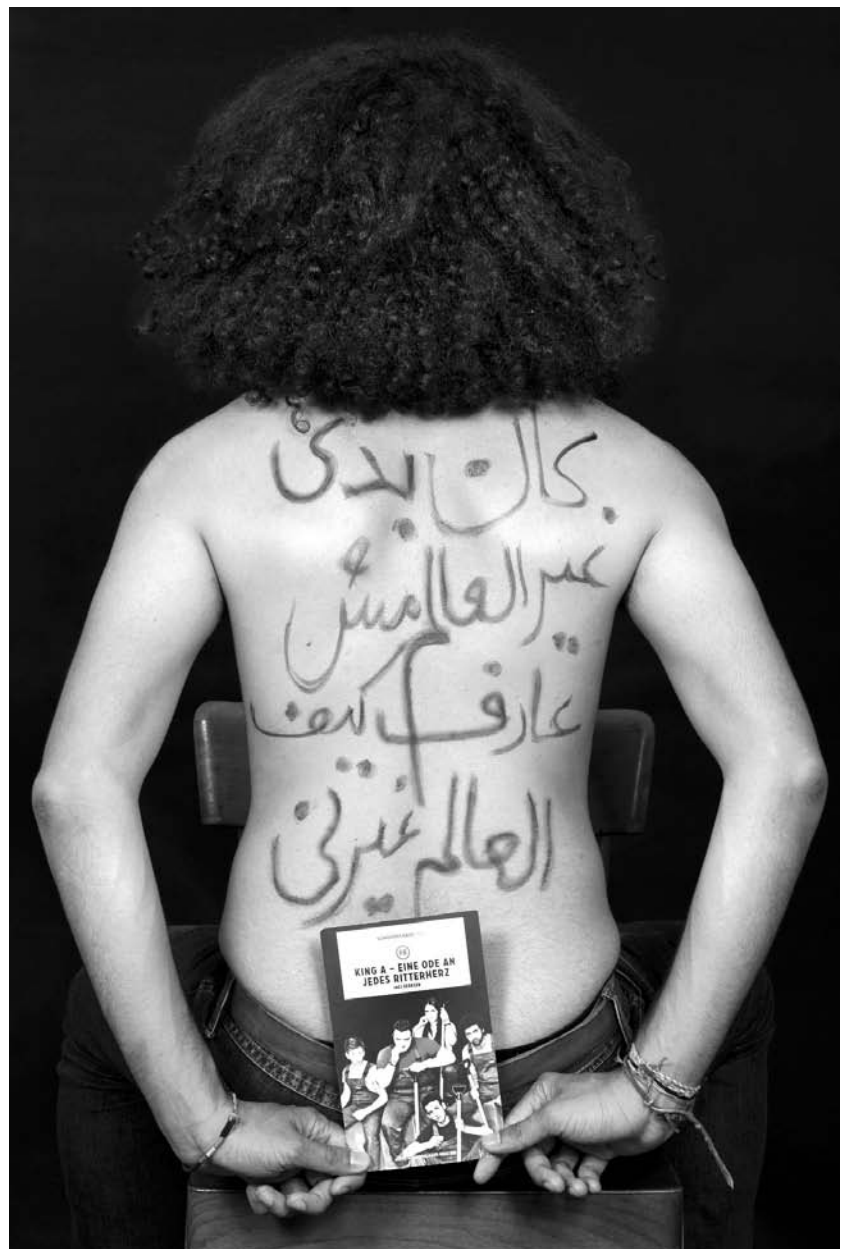
Foto © Diözese Graz-Seckau

Mag. Peter Rosegger, geboren 1980 in Graz, Studium der Katholischen Theologie in Graz. Aufenthalte in Rom und Jerusalem. Sekretär von Bischof Dr. Egon Kapellari und Diözesaner Referent für Wissenschaft, Internationales und Kultur.

Der Körper als Wandzeitung

Die in Graz lebende iranische Fotokünstlerin *Maryam Mohammadi* porträtierte 33 Studierende des Afro-Asiatischen Instituts und der Katholischen Hochschulgemeinde mit bedeutungsstarken Gegenständen und mit Texten, die auch fernab von Vertrautem tragen.

Von Anna Maria Steiner



„Ich würde gerne die Welt verändern, aber ich weiß nicht, wie die Welt mich verändert hat“, schrieb Maryam Mohammadi auf den Rücken des ägyptischen AAI-Heimbewohners Amir Ihab Kozman.



Lukas Stachl, Österreich: „Kapitulation“
Anya Ditchkovskaya, Weißrussland: „Freiheit“

Ein banal anmutender Gegenstand, ein vertrautes Wort: Oft ist das alles, was neben der Erinnerung an die eigene Heimat in ein fremdes Land mitgenommen werden kann. Nicht viel, aber mitunter das, was in der Fremde trägt. Als im Iran Geborene, die auch den Großteil ihres Lebens dort verbrachte und seit knapp drei Jahren in Österreich lebt, weiß Maryam Mohammadi sehr wohl um den Unterschied zwischen Heimat und Zuhause; um das Leben im Hier und um das Denken an das Dort.

Nicht Heimat, aber Zuhause

Als Maryam Mohammadi im vergangenen Frühjahr vom Bildungsteam des Afro-Asiatischen Instituts (AAI) und der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) für ein Kunst-Projekt im Zuge der Eröffnung des „Quartier Leech“ angefragt wird, sagt sie sofort zu. Vor allem, weil ihr die dazu von AAI-Mitarbeiterin Evelyn Tschernko gelieferte Idee gefällt, die im Oktober eröffneten, noch etwas kühl wirkenden Räumlichkeiten in der Leechgasse durch Studierenden-Porträts heimeliger zu machen. „Kunst in einem Studierendenheim funktioniert eben nicht ohne Studierende“ – darin sind sich Ideen-Geberin und Künstlerin einig. Mohammadi, die durch ihre Lehrtätigkeit an der Teheraner Uni lange Jahre mit Studierenden gearbeitet hat, weiß um die studentische Lebenswelt. Einige der Studierenden, die in den Heimen von KHG- und AAI leben, hat sie bereits vor zwei Jahren bei gemeinsamen Projekten und Ausstellungen vor Ort kennengelernt. „Unzählige junge Menschen haben hier schon gewohnt, geatmet, gelacht, sich verliebt. Ihrer aller Energie ist dort.“ Ein Studierendenheim ist für Maryam deshalb auch immer ein Meeting-Point der besonderen Art. „Von hier aus starten

die Studierenden ihr neues Leben, machen neue Erfahrungen.“ Ein „blind date“ habe, wer an einen solchen Ort komme: „Man weiß nie, wen man dort antrifft.“ Mit der Zeit wachse auch die Bindung der Bewohnerinnen und Bewohner an den Ort, der bald „zum Gemeinsamen“ würde. Und zugleich geschehe der Fortgang des eigenen Lebens im Abgleichen des Lebens der Mitbewohnerinnen und -bewohner. „Das Leben des und der Einzelnen wird mitgeprägt durch das Leben der anderen.“

Was Maryam sagt, klingt nach Beheimatung – doch diesem Begriff verwehrt sie sich. Von den hier Lebenden sei definitiv niemand in seiner Heimat – bestenfalls fände man hier ein Zuhause. Und das wiederum sei dort, wo Vertrautes ist. „Sobald der normale Alltag Einzug hält, bist du zuhause. Zuhause ist Routine. Deshalb auch der Titel: Ein Studierendenheim ist für die darin Lebenden nicht Heimat, sehr wohl aber kann es ein Zuhause werden.“

Summary of Life

Zwei Monate lang arbeitet Maryam Mohammadi mit den Studierenden intensiv am Projekt „Nicht Heimat, aber mein Zuhause.“ Den Anfang beschreibt sie als mühsam. Vielen Studierenden wäre vorerst nicht klar gewesen, was das Ganze solle. Gestartet hat Maryam schließlich mit den im Quartier Leech lebenden ägyptischen Studierenden, die sie bereits kannte und um deren Kunst-Zugang sie wusste. „Ich würde gerne die Welt verändern, aber ich weiß nicht, wie die Welt mich verändert hat“, lässt sich der 25-jährige Amir Ihab Kozman von Maryam über den ganzen Rücken schreiben – in seiner Muttersprache Arabisch. In den Händen hält er eine gedruckte Schauspielhaus-Einladung zum Stück „King A“. Als der aus Kairo

MARYAM MOHAMMADI



Maryam Mohammadi,

geb. 1979 in Teheran, studierte Fotografie in ihrer Heimat Iran. Zehn Jahre lehrte sie an der Teheraner Universität für Kunst und Architektur, bis sie 2008 im Zuge des steirischen Kulturfestivals „Regionale“ nach Österreich kam. Seit 2009 lebt sie in Graz. Zwei Jahre lang war Mohammadi als „Artist in Residence“ hier tätig, hat zwei Bücher mit herausgegeben und arbeitet mit Vereinen wie *ISOP*, *Schaumbad* oder *Xenos*. Als Fotokünstlerin liegt der Fokus ihrer Arbeiten auf der Beleuchtung der Rolle von Frauen in der Gesellschaft.

stammende Architektur-Student vor mehr als zwei Jahren im Heim des Afro-Asiatischen Instituts landete, war es eine Theater-Regisseurin, die ihn in Graz auf ganz besondere Weise heimisch werden ließ: Sie traute dem damals noch Deutsch-Unkundigen Amir eine der Hauptrollen im an die König-Artus-Sage angelehnten Stück zu. Das Aufführung wurde, wie Amirs Fußfassen, ein Erfolg – auch außerhalb der Landeshauptstadt. Wie er brachten auch die übrigen 32 Studierenden einen Gegenstand und einen Text zu Maryams Foto-Shooting mit. „Gesicht als Identität, Text als Sprache und Denken und ein Gegenstand, als physikalisches Leben. Diese drei Dinge in Summe ergeben den Charakter eines Menschen.“ Für Maryam eine Art „Summary of Life“. „Wenn jemand wie Anya ihren Rucksack bringt, mit dem sie schon seit Jahren reist, ist das ein Symbol für ihre Identität.“ Auch Anya Ditchkovskayas Körper nutzt Maryam Mohammadi „als Wandzeitung“ und malt auf die Schultern der gebürtigen Weißrussin in kyrillischen Lettern das Wort „Svoboda“, Freiheit.

Der eine Moment

Ob es auch Schwierigkeiten gegeben habe bei der Umsetzung ihrer künstlerischen Tätigkeit? Maryam lächelt. Zu hübsch hätten viele der Studierenden aussehen wollen. Verständlich, aber dennoch entgegen ihrem künstlerischen Konzept. „Die Fotostudio-Situation ändert Menschen. Wir haben in unserem Kopf, dass wir schön sein müssen – aber das war nicht mein Konzept. ‚Vergiss das‘, habe ich den Studierenden gesagt. ‚Ich mache kein Foto für dein Facebook-Profil.‘“

Generell herausfordernd für sie als Fotografin sei, dass man dabei „eigentlich Expertin für alles“ sein müsse.

Binnen von Sekunden gelte es, das Gegenüber zu durchschauen. „Als Fotografin musst du schnell checken, bei welchem Thema das Herz der Leute aufgeht und sie auf dich und deine Kamera vergessen. Jeder Mensch hat seinen Moment. Und den brauche ich.“ George Clooney, Bollywood, Oper, Metaphysik und Politik – das seien mitunter die Gesprächsthemen zwischen ihr und den 33 Studierenden gewesen. „Viele Fotos, die man nun sehen kann, sind im Moment der Gemeinsamkeit entstanden. Genau in dem Moment, in dem wir miteinander gesprochen haben. In weniger als einer Sekunde, in der sich alles verdichtet: die Identität, die Aussage. Nach zehn Fotos habe ich gecheckt, dass jeder von der Studierenden ein Teil von mir ist. All die verschiedenen Menschen, die unterschiedlich denken – mit ihnen allen hatte ich nach den Fotoshootings etwas gemeinsam.“

Wie denn ihr eigener Text gelautet hätte, wenn sie selbst unter den Abzulichtenden gewesen wäre? Maryam zögert keinen Augenblick: „Menschenrecht“. Als Gegenstand hätte sie ihren Vater mitgebracht. Oder zumindest ein Foto von ihm, dem „Engel auf meinen Schultern“. Denn er selbst ist nicht vor Ort, in ihrem Grazer Zuhause, sondern in Maryams Heimat Iran.

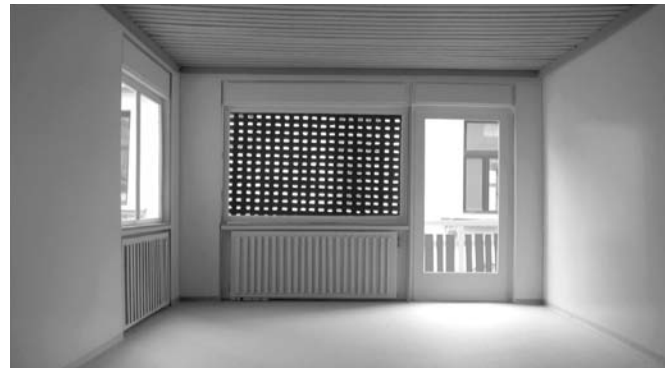
Dr.ⁱⁿ Anna Maria Steiner,
geb. 1976 in Lienz, ist promovierte Theologin
und seit Oktober 2007 Bildungsreferentin und
Chefredakteurin von DENKEN+GLAUBEN in der
Katholischen Hochschulgemeinde Graz.



Foto © Pinaeva

Behausung als Ausdruck der Lebensform?

Plädoyer eines Satierten für eine Kultur der Armut.
Von Florian Traussnig



Das Video „Rainy Days“ der Künstlerin Marianne Lang zeigt auf den ersten Blick einen sich surreal veränderten Blick in den Wohnraum der Künstlerin. Erst am Ende der Sequenz entpuppen sich die Bilder als nachgebautes Modell, weil die gegenüberliegende Hausfassade tiefend vor Nässe in sich zusammenstürzt.

authentische *Kultur der Armut*, ein andere Kirche, eine andere Gesellschaft, verkörpern will. Radikales Gegenbild und moralisches Exempel zugleich.

Zeichen der Lebenseinstellung

Legt man die symbolische Botschaft des Papstes auf die Lebensführung aller Katholiken um, so steht für die Gläubigen unweigerlich die – nicht unproblematische – Frage im Raum: Sind nun die Behausungen, die Wohnformen, die wir wählen, Ausdruck unserer Lebenseinstellung, unserer Ideale? Und wenn ja, sollten manche von uns sich dabei nicht auch stärker am franziskanischen Armutsideal orientieren? Beantwortet man diese Fragen mit „Ja“, dann wäre es ebenso naheliegend wie opportunistisch sich nun moralisierend auf die Reichen und Gutsituierten unter uns zu stürzen oder in die Kritik an einem deutschen Hirten einzustimmen, der – von den Medien als „Protzbischof“ titulierte – in seiner Diözese (zu) viel Geld in aufwändige Bauten investiert hat. Nein, ich denke, ich sollte besser meine aktuelle persönliche Behausungssituation selbstkritisch durchleuchten. Also: Reihenhaus im grünen Speckgürtel von Graz, gute 100 Quadratmeter Wohnfläche mit kleinem, aber formidabilem Garten samt Blick auf den Grazer Hausberg. In einem derartigen (klein-)bürgerlichen Setting erschöpfen sich die Gesprächsthemen mit der Nachbarschaft

„*Nel Palazzo apostolico non ci vado*“¹ – So wurde Papst Franziskus in der italienischen Presse im Juni 2013 zitiert. Die (bis heute aufrecht erhaltene) Weigerung des aus Argentinien stammenden Kirchenoberhauptes, das vatikanische Gästehaus Santa Marta zu verlassen, um – wie es bei Vorgängern Usus war – in die feudaleren Gemäcker des Apostolischen Palastes zu übersiedeln, verrät viel über das Weltbild und die theologischen Prinzipien des aktuellen Bischofs von Rom. Franziskus' Entscheidung für ein unspektakuläres, volksnahes Domizil wurde zu Recht als ein symbolischer Akt interpretiert, der im Verbund mit zahlreichen ähnlichen Gesten und Handlungen in diesem noch jungen Pontifikat eine klare, handlungsleitende Botschaft an die Gläubigen aussendete: Seht her, hier führt nun ein Mann die katholische Kirche an, der sich innerkirchlich klar von jeder Form von Prunk und klerikaler Machtsymbolik abgrenzt; der sich gesamtgesellschaftlich vom entfesselten Materialismus und Jacuzzi-Hedonismus² der Ära Berlusconi distanziert. Ein Mann, der als freiwilliger Herbergenbewohner – man vergleiche die Parallelen zu den frühen Bettelorden, aber auch zu Pier Paolo Pasolini – eine

Wahlfreiheit in Bezug auf den Wohnungstypus hingegen nicht einmal ansatzweise. Für sie ist die primitive Blechhütte oder das mit Plastikplanen überdachte Lehmhäuschen alternativlos, existenziell notwendig. Vielleicht wollte daher der Herbergenbewohner Franziskus mit seiner Bescheidenheitssymbolik uns Mitteleuropäer gar nicht zwingend zum radikalen Verzicht in Bezug auf komfortable Behausungen aufrufen. Vielleicht wollte er uns einfach nur sensibilisieren. Sensibilisieren dafür, dass es anderen nicht so gut geht. Dass es nicht verwerflich ist, in so einem sicheren, sauberen, reichen Land geboren zu sein und hier adrette bunt angemalte Häuser bewohnen zu dürfen. Verwerflich ist nur – so könnte Franziskus es gemeint haben –, wenn man in seinen Gedanken und Handlungen auf jene vergisst, die dieses Privileg des Angenehm-behaust-Seins eben nicht haben. Dies wäre tatsächlich dekadent und keine christlich-solidarische Einstellung.

Kultur der Solidarität

Geht es letztlich nicht darum, *wie* wir wohnen, sondern auch *wofür* wir eintreten, welches „mindset“ wir uns – trotz einer kaum negierbaren kapitalistischen Saturiertheit und materialistischen Abstumpfung – bewahrt haben? Sind es nicht gerade die kleinen Gesten, die zeigen, dass man wenigstens im Herzen der *Kultur der Armut* oder der Solidarität ein bisschen gerecht werden zu sucht? Wie das gehen könnte, lebt Papst Franziskus fast täglich vor. Etwa wenn er den Marginalisierten und gesellschaftlich Ausgestoßenen die Füße wäscht. Oder ein etwas weniger spektakuläres Exempel aus dem Grazer Alltag: Wenn man nach dem Einkauf im beliebten Lebensmittelgeschäft am Stadtrand seine Bio- und Premiumprodukte im Kofferraum des Mittelklassewagens verstaut hat, dann kann man sich ja beim Zurückbringen des Einkaufswagens auch gleich um 2,50 Euro *ärmer* machen und dem afrikanischen Straßenzeitungsverkäufer ein Exemplar abnehmen, oder?

¹ www.ilmessaggero.it/primopiano/vaticano/francesco_io_non_volevo_fare_il_papa_nel_palazzo_apostolico_non_ci_vado_per_motivi_psichiatrici/notizie/289132.shtml, eingesehen am 3.10.2013.

² Der Begriff Jacuzzi-Hedonismus steht für jenen ausschweifend-dekadenten Lebensstil, der im Bad im Jacuzzi (Warmwasserpool mit Sprudelwasser) seinen sprichwörtlichen Ausdruck findet und nicht nur in den Popstar-Domizilen in Kalifornien, sondern auch in so manchen europäischen Politiker-Villen gepflegt wird. Siehe hierzu etwa Michael Naumann, „Der amerikanische Traum“, in: Die Zeit, 1.10.2008, 49f.



Marianne Lang, Zwischen Dach und Boden,
Installation in der KHG-Galerie, 2011.
Foto: cp-pictures.

nicht unweigerlich, aber sehr oft, im Materialistischen: Welches Tisch-Set passt am besten zur Farbe der Außenfassade? Soll man 500 oder 1.000 Euro in die Errichtung eines Gartenzauns investieren? Heckenschneiden, ja wann am besten? Ein nicht unbedingt dekadentes Wohnumfeld also, aber auch nicht unbedingt eines, das der Umsetzung des franziskanischen Bescheidenheitsgrundsatzes zuträglich zu sein scheint.

Päpstlicher Herbergs-Bewohner

Bevor ich mich und meine Familie nun in idealistischen Aktivismus stürze und den Mietvertrag kündige, um in die nächste alternative Wohngemeinschaft zu ziehen, möchte ich einige Dinge überprüfen beziehungsweise relativieren: So zeigt gerade die katholische Tradition, dass eine würdevolle architektonische Ästhetik durchaus der Spiritualität, der religiösen Inspiration, ja auch der demütigen Einkehr, prinzipiell förderlich sein kann. Die *forma physica* der menschlichen Behausung (= schöne Architektur) erlaubt wohl keinen direkten Rückschluss auf die *forma moralis* (= guter Charakter) der Menschen, die darin wohnen. Des Weiteren hat der persönliche Umstand, Kinder zu haben, die Wahl meiner momentanen Wohnform stark mit beeinflusst. Für Millionen von Menschen in Lateinamerika, Asien, Afrika und in anderen Orten des „globalen Südens“ existiert diese

Dr. phil. Florian Traussnig, geb. 1979 in Klagenfurt. Von 1994 bis 1997 Lehre als Einzelhandelskaufmann. Nach der Reifeprüfung im zweiten Bildungsweg von 2003 bis 2009 Lehramtsstudium Geschichte und Italienisch in Graz. 2013 Promotion über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2010 Mitarbeiter des *Austrian Center for Intelligence, Propaganda and Security Studies* (ACIPSS). Seit 2011 journalistische Mitarbeit bei *DENKEN+GLAUBEN*.



Foto © Kristoferitsch

Staatenlos – rechtlos – bewegungslos?

Was heißt es, als staatenlos zu gelten? Welche Mühsal wird einem Staatenlosen aufgebürdet? Junge Menschen aus Palästina, Gagausien und Transnistrien schildern das anhand ihrer persönlichen Erfahrungen.

Von Martina Maria Linzer

Weltweit gelten mehr als zwölf Millionen Menschen als staatenlos. Viele haben keinen gültigen Aufenthaltstitel, sind vom Genuss grundlegender Menschenrechte ausgeschlossen, bekommen keine Arbeitserlaubnis und haben nur einen beschränkten Zugang zum Bildungs- und Gesundheitssystem. Die Einreise in ein anderes Land scheint oft unmöglich ohne gültigen Staatsbürgerschaftsnachweis, auch rechtmäßiger Besitz und Eigentum sind in vielen Ländern an die Staatsbürgerschaft gebunden. Was machen Staatenlose also, um überhaupt ihre Identität nachzuweisen, um legal reisen zu können und nicht bei der nächsten Gelegenheit in Schubhaft genommen zu werden? Der UNHCR startete im Jahr 2011 eine Kampagne gegen Staatenlosigkeit, doch mangels Umsetzung der Konventionen in den Regierungen ist die Rechtslage von staatenlosen Personen nach wie vor prekär.

Theorie und Praxis

Die Dunkelziffer ist hoch und das Problem der Staatenlosigkeit nur am Rande der Gesellschaft, wie die Betroffenen selbst. Staatenlose können oft nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, denn der Besitz einer Staatsbürgerschaft ist eine notwendige Voraussetzung für die Teilnahme an Wahlen, die Möglichkeit zu Reisen oder für die Inanspruchnahme grundlegender Menschenrechte. Die Ursachen der Staatenlosigkeit sind vielfältig. Angefangen von Diskriminierung von Minderheiten in der nationalen Rechtsprechung, über Fehler bei der Einbürgerung aller Bewohner eines Staates, wenn dieser unabhängig wird (Nachfolgestaaten wie beispielsweise nach Auflösung der Sowjetunion) oder Konflikte zwischen Staaten gelten als Ursachen. Grundsätzlich ist es auch möglich „freiwillig“ staatenlos zu werden, indem man seine

Staatsbürgerschaft zurücklegt. Völkerrechtlich gibt es nur „de iure“-Staatenlose, die dann in Folge die Rechte aus der Genfer Flüchtlingskommission (GFK) geltend machen können, im Gegenteil zu den „de facto“-Staatenlosen, für welche die GFK nicht zur Anwendung kommt.

Das Bewusstsein für das Problem der Staatenlosigkeit steigt in den letzten Jahren. Dies zeigt eine immer größer werdende Zahl von Staaten, die sich dazu verpflichtet haben, dem Thema mehr politische Aufmerksamkeit zu schenken und den zwei wichtigsten Rechtsinstrumenten in diesem Bereich, den Übereinkommen von 1954 und 1961, mehr Bedeutung beizumessen. Dadurch verpflichten sich die Regierungen, Staatenlosigkeit in Zukunft vorzubeugen, die Zahl der Staatenlosen zu reduzieren sowie die Rechte dieser Menschen zu schützen. In dem Übereinkommen von 1954 sind bestimmte Grundrechte für Staatenlose enthalten. Das Übereinkommen von 1961 enthält Schutzmaßnahmen, die Staatenlosigkeit verhindern und die Zahl der staatenlosen Menschen auf Dauer reduzieren sollen. Die Verneinung grundlegender Menschenrechte, den der Zustand der Staatenlosigkeit mit sich bringe sei, laut UNHCR-Flüchtlingskommissar António Guterres, „ein Anachronismus des 21. Jahrhunderts“, und „der Beitritt zu den Staatenlosen-Übereinkommen ist nur ein erster Schritt“.

Von den 192 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen haben nur 65 die Konvention zum Status staatenloser Personen unterzeichnet. Die Konvention zum Schutz staatenloser Personen wurde bisher nur von 37 Staaten anerkannt oder ratifiziert. Ein Beitritt oder eine Ratifizierung ist aber notwendig, damit eine Konvention in den nationalen Gesetzen in Kraft treten kann. Österreich ist im Jahr 2008 der Konvention beigetreten und diese besagt,



Daphna Weinstein, The Second Paper Brigade, Scherenschnitte auf Kleiderbügeln, 2012–2013. © Weinstein

dass Staatenlose eine zumindest ebenso günstige Behandlung wie Staatsangehörige und die gleiche Behandlung wie Ausländer allgemein erfahren müssen. Es gibt aber noch kein einheitliches Verfahren der Feststellung der Staatenlosigkeit, sondern in Österreich muss jede Behörde (Fremdenpolizei, Magistrat, AMS) die Staatenlosigkeit eigens feststellen. Die Rechte aus der Konvention bestehen also, werden aber, unter anderem aufgrund des ausufernden Verfahrens, nur sehr selten eingefordert. Betroffene Menschen schauen dabei oft durch die Finger, weil zu wenige Regierungen diese Abkommen unterzeichnet und keine konkreten Schutzmaßnahmen ergriffen haben.

Transnistrien und Gagausien

Die 22-jährige Studentin Vitalina Petrenko war von Geburt an staatenlos, da sie während des

Transnistrien- Konfliktes auf diesem Gebiet geboren wurde. Sie erzählt über ihre Situation und Herkunft:

„Transnistrien ist heute ein östlich des Dnister gelegenes, stabilisiertes De-facto-Regime, das 1992 durch Sezession aus dem Transnistrien-Konflikt hervorging. Es wird völkerrechtlich als Teil Moldawiens betrachtet; bislang erkennt kein anderer Staat und keine internationale Organisation das Gebiet als souveränen Staat an. Transnistrien hat rund 555.000 Einwohner, ist seit 1990 innenpolitisch selbstständig und Gründungsmitglied der Gemeinschaft nicht anerkannter Staaten, zu der unter anderem auch Abchasien, Südossetien und Bergkarabach gehören. Gagausien ist ein autonomes Gebiet im Süden Moldawiens, wo in etwa 160.000 Menschen auf einer Fläche von etwa 1.832 Quadratkilometern leben. Nach dem Vorbild der Transnistrischen

Moldauischen Republik riefen die Gagausen am 19. August 1990 eine eigenständige sozialistische Republik aus. Ebenso wie beim Transnistrien-Konflikt kam es in Gagausien beinahe zu ähnlichen Ausschreitungen. Am 23. Dezember 1994 stimmte die Moldawische Regierung den friedlichen Bestrebungen einer Territorialautonomie der Gagausen zu und erkennt seitdem die *Autonome territoriale Einheit Gagausien* als ein autonomes Gebiet innerhalb Moldawiens an. Gagausien ist wie Transnistrien nicht als souveräner Staat anerkannt und kann auch keine Reisepässe ausstellen. Wenn die Einwohner von Gagausien verreisen wollen, müssen sie um eine moldawische Staatsbürgerschaft und einen moldawischen Pass ansuchen. In Transnistrien gibt es mittlerweile einen eigenen, nationalen Reisepass, der allerdings auch nur in Transnistrien anerkannt wird. Für die Einwohner beider Gebiete gilt damit das selbe Prozedere rund um die moldawische Staatsbürgerschaft, wenn sie ins Ausland verreisen wollen. Vom Standpunkt Moldawiens sind die beiden Gebiete also nach wie vor Teil des Staatsgebietes, für die Personen, die dort leben, ist dies aber ein großer Gewissens- und Identitätskonflikt.“

Kosovo

Über die stark eingeschränkte Reisefreiheit von Menschen im Kosovo schreibt Halil Berisha:

“Kosovo as an independent state, which has been recognized from around 105 UN member states remains, is one of the most isolated places concerning the travelling for its citizens outside Kosovo without a visa. The citizens of Kosovo were expecting the government to do more concerning visa liberalization, because they are more isolated now, in terms of visa requirements, than at any point in the last half-century, and Kosovo remains one of the most isolated places on the globe. A Kosovo passport holder can travel without a visa only in few countries such as Albania, Haiti, Macedonia, Montenegro and Turkey. Now days, there is an agreement with Serbia that they can travel to Serbia as well but with their ID card, because the passport is not recognized by the Serbian government. Other countries in the world that have not recognized Kosovo might give you a visa but some countries do not issue a visa in Kosovo passport which mean that you will not be able to travel in these countries at all.“

Palästinensische Flüchtlinge

Unter massiver Diskriminierung aufgrund ihrer nicht anerkannten Staatszugehörigkeit leiden auch

palästinensische Flüchtlinge – vor allem im Libanon. Alaa Hawari und Ahmad Chihadeh, zwei junge Studenten aus Beirut, wohnen im Flüchtlingscamp Shatila und sind vor kurzem zum ersten Mal in ihrem Leben nach Frankreich zu einem EU-Projekt gereist. Dort erzählten sie von den großen Problemen, die sie zu bewältigen hatten bis zu der Erteilung der Visa.

Als im Jahr 1948 der israelische Staat ausgerufen wurde, mussten die palästinensischen Bewohner ihr Land verlassen und als Flüchtlinge in Camps im Libanon, Jordan, in Syrien und Ägypten untergebracht werden. Dort bekamen sie spezielle Reisedokumente, welche ihnen aber nie die Staatsbürgerschaft des jeweiligen Landes erteilten, sondern nur ihren Status als palästinensischen Flüchtling im jeweiligen Land bestätigt. In den meisten europäischen und arabischen Ländern ist eine Einreise mit diesem Reisedokument fast unmöglich. Als sich Alaa und Ahmad für ein Schengen-Visum bewerben, um beim EU-Projekt in Frankreich teilnehmen zu können, wurde ein Monat lang nicht darauf reagiert. Ihre Anrufe wurden ignoriert. Kurz vor dem Projektstart mussten sie plötzlich nachweisen, dass sie über ein Bankkonto mit 10.000 Euro verfügten, um sicherzugehen, dass sie wieder in ihr Land zurückkehren würden. Nachdem das für die beiden Studenten unmöglich war, wurde ihr Visumantrag abgelehnt. Als sie sich bei der Botschaft der Europäischen Union beschwerten, wurde Druck auf die französische Botschaft ausgeübt, wo sich herausstellte, dass der Hauptgrund der Ablehnung die Nicht-Anerkennung des Reisedokumentes, also das Nichtvorhandensein einer Staatsbürgerschaft, war, was gegen grundlegende Menschenrechte verstößt und als Diskriminierung auszulegen sei. Somit wurde Alaa und Ahmad das Visum, mitunter durch die eidesstattliche Erklärung der Verantwortungsübernahme durch mehrere französische Staatsbürger, am Ende doch noch erteilt.



Mag.ª Martina Linzer, geb. 1985 in Friesach/Kärnten, Studium der Rechtswissenschaften und der Romanistik in Graz. 2006 Forschungsaufenthalte in Mexiko, Guatemala, Honduras und El Salvador, 2007 Fußball-EM-Botschafterin für Kärnten, seit 2009 Unternehmerin.

Foto © Stermitz

Heimat Meeresgrund

*Lampedusas Friedhof der Träume oder
das Scheitern der europäischen Flüchtlingspolitik*

Die jüngsten Flüchtlingstragödien vor der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa haben die Medien einmal mehr mit einer Bilderflut menschlichen Leids überschwemmt. Geändert hat sich nichts. Fast nichts.

Von Florian Mittl



Romuald Hazoumé, *Lampédouzeans*
(Installationsansicht im Kunsthaus Graz), 2013.
Foto: UMJ/Kucek

„In dieser Welt der Globalisierung sind wir in die Globalisierung der Gleichgültigkeit geraten. Wir haben uns an das Leiden des anderen gewöhnt, es betrifft uns nicht, es interessiert uns nicht, es geht uns nichts an!“

(Papst Franziskus)

Festung Europa

Der vor wenigen Wochen in Brüssel abgehaltene EU-Gipfel hat sich neben anderen Themen auch mit der Asylpolitik auseinandergesetzt. Europas Staats- und Regierungschefs waren sich nach halbherzigen Aussagen bezüglich notwendiger Reformen nur in einer Sache einig: Die EU-Außengrenzen müssen in Zukunft noch dichter werden, damit die vielzitierte Festung Europa keine Risse bekommt. Dafür sorgen sollen die Grenzüberwachungssysteme

Frontex und *Eurosur*; der Schutz vor Flüchtlingen ist wichtiger als der Schutz von Flüchtlingen. Vergessen wird dabei, dass auch strengste Gesetze (in Italien steht die Hilfe für in Seenot geratene Flüchtlinge unter Strafe) und genaueste Überwachung nicht verhindern können, dass verzweifelte Menschen auf der Flucht nach Europa ihr Leben riskieren.

Auf die von vielen Seiten gestellte Forderung nach einer gemeinsamen europäischen Flüchtlingspolitik, die die zu tragende Last und Verantwortung auf alle EU-Länder verteilt und nicht nur auf Italien, Spanien und Griechenland abschiebt, wird stets mit dem längst überholten Dublin-II-Abkommen geantwortet. Dieses besagt, dass jenes Land, in dem ein Asylsuchender erstmals europäischen Boden betritt, für Asylverfahren und Unterkunft zuständig ist. Wird beispielsweise einem in Österreich



Romuald Hazoumé, *Lampédouzeans*
 (Installationsansicht im Kunsthhaus Graz / Detail), 2013.
 Foto: UMJ/Kucek

aufgegriffenen Asylsuchenden nachgewiesen, dass er oder sie sich bereits in einem (sicheren) Drittstaat aufgehalten hat, kann die sofortige Abschiebung veranlasst werden. Folge: Die Außenstaaten der EU können die Flüchtlingsströme alleine nicht bewältigen und riegeln ihre Grenzen noch rigider ab.

Nicht sexy genug

Weltweit befinden sich etwa 45 Millionen Menschen auf der Flucht, die Hälfte davon sind Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Der Schock der von besonders dramatischen Ereignissen ausgelösten medialen Bilderflut legt sich aber meist sehr schnell und der Alltag kehrt wieder ein. Ein Grund für fehlendes

Bewusstsein und Willen zur Verbesserung der Lage liegt wohl in der mangelnden Anziehungskraft von hilfesuchenden Menschen aus Afrika oder dem Nahen Osten. Der Grazer Philosoph Peter Strasser weist darauf hin, dass wir spielend immer neue Rechtfertigungen finden, warum uns die ganze Problematik eigentlich nichts angeht. „Es sollen keinesfalls unvergleichbare Dinge gegeneinander ausgespielt werden. Worum es freilich geht, ist die Mobilisierung massenhafter Gefühle. Flüchtlinge, die nicht als Teilnehmer in Dschungelcamps eingebaut werden können, sind eben wenig unterhaltsam. Deshalb suchen wir nach Scheinargumenten, warum wir sie emotional nicht an uns ‚heranzulassen‘ brauchen.“ Papst Franziskus hat

dieses Phänomen während eines aufrüttelnden Gottesdienstes in Lampedusa – Ziel seiner ersten offiziellen Reise als Bischof von Rom – treffend als „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ bezeichnet. Zu den ständig wiederkehrenden Scheinargumenten gehören:

- *Wir können nicht alle bei uns aufnehmen. Intelligenter wäre es, humanitäre Unterstützung vor Ort zu leisten und die Lebensbedingungen in den Heimatländern zu verbessern.*

Stimmt, nur leider passiert dies kaum. Österreich beispielsweise hat sich der UN-Millenniums-Kampagne angeschlossen und versprochen, 0,7 Prozent des BIP an Entwicklungshilfe zu leisten. Die tatsächlichen Aufwendungen liegen bei nicht einmal 0,3 Prozent. Konkrete Maßnahmen etwa im Kampf gegen Korruption, Nahrungsmittelspekulation oder Land-Grabbing werden von den Regierungen bislang verweigert. Hinzu kommt, dass Entwicklungsländer mehr an Kreditzinsen zurückzahlen müssen, als sie an Unterstützung bekommen.

- *Laut der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 ist ein Flüchtling eine Person, die aufgrund von Rasse, Religion, Nationalität, politischer Überzeugung oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe in ihrem Heimatland verfolgt wird. Der Großteil der Asylsuchenden bei uns sind Wirtschaftsflüchtlinge und haben daher keinen Anspruch auf Asyl.*

Richtig, aber dabei vergessen wir, dass Europa über Jahrhunderte hinweg die Länder der so genannten dritten Welt ausgebeutet und grausame Regimes gegen die eigene Bevölkerung unterstützt hat. Diese Zeiten sind offiziell vorbei, aber das Stichwort „Backdoor Imperialism“ zeigt, dass rücksichtslose Ausbeutung nach wie vor existiert, nur unter dem Deckmantel von freier Marktwirtschaft und internationalen Beziehungen. Wir haben also eine gewisse Bringschuld auch gegenüber Wirtschaftsflüchtlingen und sollten uns überlegen, ob es nicht vielleicht sinnvoll wäre, legale Einwanderungsprogramme zu entwickeln, um Menschen davon abzuhalten, ihr Leben auf zumeist wahnsinnigen Reiserouten zu riskieren. In gewissen Berufsfeldern – vor allem im Pflegebereich – sind wir ohnehin auf zusätzliche Arbeitskräfte angewiesen, hinzu kommt die bedenkliche demographische Entwicklung hierzulande. Eine kontrollierte Zuwanderung würde auch auf andere Art nachhaltige Hilfe ermöglichen – schon jetzt übertrifft die finanzielle Unterstützung von in Österreich lebenden Einwanderern für Familienmitglieder in ihren Heimatländern die staatliche Entwicklungshilfe um ein Vielfaches.

- *Asylwerber kosten enorm viel Geld und sitzen jahrelang untätig herum.*

Die Kosten für Unterkunft, Essen und Taschengeld für einen Asylwerber in Österreich betragen derzeit maximal 360 Euro im Monat. Zugang zum Arbeitsmarkt gibt es keinen, Asylsuchende können sich nur als Zeitungsausträger, Erntehelfer oder Prostituierte etwas dazuverdienen. Die auferlegte Untätigkeit zehrt an den Nerven und die Verfahren dauern viel zu lange.

- *Unsere Kulturen sind zu unterschiedlich und Konflikte vorprogrammiert.*

Die Dominanz expliziter Nationalstaatlichkeit und Hegemonialherrschaft sollte in Zeiten des Global Village vorbei sein. Im vor kurzem am Schauspielhaus Graz uraufgeführten Stück *Niemandsland* der israelischen Regisseurin Yael Ronen antwortet ein mit einer Jüdin verheirateter Palästinenser auf die Frage, woher er komme: „I’m a human being and I come from my mother.“ Der Begriff Integration stammt vom lateinischen *integratio*, was so viel wie Wiederherstellung (eines Ganzen) oder Erneuerung bedeutet. Die Debatten zu Reichweite, Möglichkeiten und Rahmenbedingungen von Integration sind zahlreich und werden teilweise sehr heftig geführt, aber eine sowohl von Zuwanderern, Einheimischen und staatlichen Instanzen gelebte Bereitschaft zu ständiger Erneuerung und Arbeit an sich selbst kann zu konkreten Ergebnissen führen. Die Gewährung von humanitärem Bleiberecht in ausgewählten Fällen ist unumgänglich.

Resignation?

Medial inszenierte Lippenbekenntnisse und Bekundungen des Bedauerns von Seiten der Regierenden sind eindeutig zu wenig. Einzig die Schlepperbanden verantwortlich zu machen und noch dazu Flüchtlingsboote nach Möglichkeit abzudrängen, ebenfalls. Die Spitze der Abwesenheit von Empathie und Solidarität markiert eine Aussage des französischen Senators Philippe Marini, der erklärt hat, dass man dem ehemaligen libyschen Diktator Muammar Gaddafi zugutehalten müsse, seine Küste sauber gehalten und damit Europa einen großen Dienst erwiesen zu haben. Dass Gaddafi nicht nur äußerst rücksichtslos gegen die vor seiner Herrschaft fliehenden Menschen vorgegangen ist, sondern ganze „Flüchtlingsinvasionen“ als Druckmittel gegen Europa eingesetzt hat, ist dem Politiker wohl entgangen. Sollte es im Ungleichgewicht zwischen den Krisenländern und Europa in absehbarer Zeit keine Änderungen geben, bleibt wohl nur noch mit Nestroy zu sagen: „Die edelste Nation unter allen Nationen ist die Resignation.“



© KK

Dr. Florian Mittl,
geb. 1981 in Graz. Lehramtsstudium Katholische Theologie
und Romanistik in Graz und an der *Sorbonne Nouvelle* in Paris.
2008 – 2010 Stipendiat des JungforscherInnenfonds. 2008/2009
Forschungsaufenthalt am *Institut Catholique* in Paris. Seit 2010 an
Grazer Schulen sowie in der Erwachsenenbildung tätig.

„Ich male die Farben meines Volkes!“

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Romuald Hazoumé

Spätestens seit seiner Auszeichnung mit dem Arnold-Bode-Preis auf der Documenta 2007 in Kassel gehört der 1962 in Porto-Novo (Benin) geborene Romuald Hazoumé zu den wichtigsten zeitgenössischen Künstlern weltweit. Bekannt geworden ist er durch die Verwendung von Benzinkanistern, die an die Tradition der kunstvollen Masken seiner Heimat erinnern. Als „Mister Kanister“ avancierte er in den letzten Jahren zu einer viel beachteten künstlerischen Stimme Afrikas. Hochschulseelsorger Alois Kölbl hat mit ihm anlässlich seiner ersten österreichischen Personale im Grazer Kunsthaus über sein Verständnis von Heimat und Identität, Spiritualität und sein Selbstverständnis als Künstler gesprochen.

Alois Kölbl: Deine Ausstellung hier im Grazer Kunsthaus heißt: „Beninische Solidarität mit gefährdeten Westlern“. Du hast eine NGO gegründet, die in Afrika Geld für bedürftige Europäer sammelt. Du hebelst damit stereotype Vorstellungen von Afrika und westlicher Welt aus, wenn du ein wenig ironisch, aber doch sehr ernst gemeint sagst, dass wir Europäer die Armen sind und vom reichen Afrika profitieren könnten! Wie meinst du das?

Romuald Hazoumé: Es geht ums Teilen! In Afrika kann man das lernen: Solidarität und Teilen. Das sind Werte, die in einer materiell reichen Welt leicht verloren gehen. Bei uns sagt man: „Die Toten haben keine Tasche!“, man kann doch nichts mitnehmen von den materiellen Dingen. Das öffnet die Perspektive hier und jetzt zu teilen. In Europa gibt es sehr viel Arroganz, aber nun steckt auch Europa in einer materiellen Krise, und es gibt auch ganz reale Armut

hier. Schau mal dort drüben in der Installation geht es um materielle Güter, und wie wir damit umgehen. Man sieht dort Koffer, die mit verschiedensten Dingen gefüllt sind, teilweise eingehüllt in Stoffe aus Afrika: In diesen Koffern sieht man Dinge, die afrikanische Leute über die Grenze bringen wollen und oft nicht können, weil es natürlich verboten ist. Es sind Gegenstände, die an der Grenze konfisziert werden: Räucherfisch, Trockenfleisch, Reis, Chili oder Kolanüsse. Wenn man in die Fremde geht, dann nimmt man ja nicht nur seine persönlichen Habseligkeiten mit, sondern vor allem den Duft und Geschmack der Heimat; und das sind die Glaubens- und Wertvorstellungen, die uns Sicherheit geben auch in einem anderen Land oder Kontinent. Wenn über dieser Arbeit der Titel „Food for Europe“ steht, dann steht das auch für die Schätze, die wir in Afrika haben, und natürlich geht es auch darum, dass es pervers ist, dass wir Afrikaner uns für unsere Kultur und unsere Herkunft schämen.

In vielen deiner Installationen tauchen Plastikkanister auf. Sie erinnern in der Art und Weise, wie du sie präsentierst, an die Tradition kunstvoller Masken, die man oft mit dem afrikanischen Kontinent verbindet. Welche Rolle spielen sie für dich?

Wenn du nach Afrika fährst, wirst du dort Unmengen von Benzinkanistern sehen. Sie sind für mich nicht der Müll der Konsumgesellschaft, sondern etwas wirklich Besonderes. Sie faszinieren mich wegen ihrer besonderen Ausstrahlung und Schönheit und der in ihnen gesammelten Geschichte. In meiner Heimat werden sie nicht so sehr für den Transport von Wasser verwendet, sondern für Benzin und zwar für den Treibstoffschmuggel aus Nigeria. Das ist ein sehr gefährliches Geschäft. Die über und über mit Benzinkanistern beladenen Mopeds sind wie fahrende Bomben. Die Leute zeichnen deswegen Symbole mit



Romuald Hazoumé, Rat Singer, second to God, 2013.
Foto: UMJ/Lackner

bestimmten Farben auf die Kanister. Sie erhoffen sich davon Schutz für sich. Es erscheint vielleicht eigenartig, weil das aus der Voodoo-Tradition kommt, und die meisten der Fahrer Christen, einige auch Muslime sind. Zu Hause aber leben sie in der Voodoo-Tradition unseres Landes, auch wenn sie sonntags in die Kirche gehen. Die rote Farbe zum Beispiel steht für den Gott Shango, die blaue und weiße Farbe dort drüben auf dem Kanister steht für den Gott des Wassers, der es regnen lassen soll, wenn Feuer ausbricht. Auf jedem Kanister ist irgendein Zeichen zu sehen. Daran lässt sich sehr viel ablesen, nicht nur der Gott, der angerufen wird, sondern auch der Bildungsgrad, oder ob der Besitzer ein Christ ist, wie man an dem Kreuz hier erkennen kann. Jeder Kanister repräsentiert einen Menschen, ist in gewisser Weise dessen Gesicht.

Eine deiner Installationen hier im Grazer Kunsthaus heißt „Rat Singer“. Im

Deutschen klingt das irgendwie wie der Nachname unseres emeritierten Papstes ...

Ja, weil er mit seinem Rücktritt für die ganze Welt ein fantastisches und für mich sehr beeindruckendes Zeichen gesetzt hat! Das war sehr weise und ich bewundere ihn dafür. Es wäre gut, wenn einige der Mächtigen, der Präsidenten in Afrika seinem Beispiel folgen würden. In vielen afrikanischen Ländern wollen die Präsidenten aber mit allen Mitteln an der Macht bleiben und nur ihren eigenen Reichtum sichern – sie empfinden sich irgendwie als gottgleich. Für die Länder und die Menschen dort ist das schrecklich! In der Ratte mit der schwarzen Brille auf dem kenternden Schiff sammelt sich das Bild eines solchen Präsidenten. Ratten kommen als erste an Deck, wenn ein Schiff unterzugehen droht. Diese aber sieht nichts, sie steht auf drei vollen Geldkoffern und einem Ölfass. Daran

klammert sie sich letztlich. Alles andere will sie nicht wahrhaben und reißt damit alle in den Abgrund.

Und in unmittelbarer Nähe von „Rat Singer“ hast du die Installation „Lampédouzeans“ aufgebaut ...

Mit Papst Franziskus ist etwas Neues, ganz Wunderbares in die Kirche gekommen. Er hat Grenzen niedrigerissen, lässt die Menschen an sich herankommen, das ist großartig! Meine Installation „Lampédouzeans“ greift das auf: Er war in Lampedusa, das war ein großes Zeichen! Die Leute in Afrika lieben ihn dafür. Er änderte das Erscheinungsbild eines Papstes vollkommen. Die Installation will aber natürlich auch schlicht und einfach aufwühlen, der Titel ist ein Wortspiel mit den Begriffen „douze“ oder „dozen“: Zwölfjährige sind im Meer wie Hühner abgesoffen! Um diese schreckliche Dramatik geht es mir.



Foto: Romuald Hazoumé, Courtesy des Künstlers und Magnin-a Gallery, Paris,
© Bildrecht, Wien, 2013

Wir leben in einer globalisierten Welt. Gerade in der Kunstwelt ist Internationalität sehr wichtig, Künstler und Ausstellungen touren durch die ganze Welt. Deine Kunst scheint in gewisser Weise so etwas wie eine Gegenstrategie dazu zu verfolgen. Du setzt auf die lokalen Traditionen deines Landes und lebst sehr bewusst dort, wo du aufgewachsen bist, obwohl die Zentren der Weltkunst woanders sind. Was bedeutet das deutsche Wort „Heimat“, das man nur schwer in andere Sprachen übersetzen kann, für dich?

Wenn du weißt, woher du kommst, bist du sicher! Viele Menschen wissen nicht mehr, woher sie kommen! So verlieren wir doch unser Herz. Für mich ist es

sehr wichtig, meine eigene Tradition in meiner Kunst zur Sprache zu bringen um sie nicht zu verlieren. In meinen Werken sieht man die Zeichen von ganz konkreten Menschen auf den Kanistern. Nicht ich habe das dorthin gemalt, sie waren schon da und sind mit Bedeutung gefüllt, auch wenn ich vielleicht einer der wenigen hier bin, der das auch lesen und verstehen kann. Jedenfalls bin ich damit eingebettet in die Tradition meines Volkes und nicht allein. Und ich verstehe mich ja auch als Botschafter meines Volkes, das mit vielen Problemen zu kämpfen hat. Deswegen lebe ich auch in meinem Heimatland und bin nicht weggezogen an einen Ort, wo ich vielleicht besser mit dem internationalen Kunstgeschehen vernetzt wäre. Das hätte mir auch mein Gewissen verboten.

Darüber hinaus muss ich die Kreativität der Menschen um mich herum spüren um arbeiten zu können. Würde ich wegziehen, hätte ich Angst, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Jeden Tag erlebe ich Neues, sehe, spüre und atme die Energie meiner Heimat und der Menschen, die ich kenne. Der Überlebenskampf macht die Menschen in Benin ungeheuer kreativ, und aus diesem konkreten Erleben male ich die Farben meines Volkes. Als Künstler kämpfe ich auch für den Weiterbestand der eigenen Kultur und Tradition, die ich vor dem Untergang in einer globalisierten Einheitskultur bewahren möchte. Würde ich weggehen, wäre die Gefahr, mich nur mehr an internationalen Künstlerkollegen und der „Weltkunst“ zu orientieren viel zu groß. In der Tradition



oben: Romuald Hazoumé in seiner Ausstellung im Grazer Kunsthaus. Foto: UMJ/Lackner
 unten: Romuald Hazoumé, Food for Europe (Detail), 2013. Foto: UMJ/Lackner

der Yoruba, meines Volkes, wird der Künstler als „Aré“ bezeichnet. Darunter versteht man einen Wanderer zwischen den Königreichen. Das entspricht ganz meinem Selbstverständnis.

Deine Kunst wird oft als sehr spirituell bezeichnet. Was bedeutet Spiritualität für dich als Künstler? Wie hängen Kunst und Spiritualität für dich zusammen?

Die Basis der Kunst ist immer Spiritualität. Auch die europäische Kunst wurzelt in Spiritualität auch wenn sie sich inzwischen vielleicht davon entfernt hat. Schau dir nur die Sixtinische Kapelle in Rom an! Kunst wird immer für die Menschen gemacht. Durch die Globalisierung haben wir vergessen, dass

es sich immer um konkrete Menschen handelt, darin liegt eine große Gefahr. Denn spirituelle Traditionen haben auch immer mit einem speziellen Kontext zu tun und werden nicht überall verstanden. In unserer Kultur spielen die Nähe und Verbundenheit der Menschen mit- und untereinander eine viel größere Rolle als in der westlichen Welt, das ist auch unser spiritueller Schatz.

Ich arbeite im sogenannten „Quartier Leech“ der Katholischen Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Instituts, das wir nach einem umfassenden Umbau als „Ort des interkulturellen und (inter-)religiösen Gelingens“ in der akademischen Welt zu definieren versuchen. Was würdest du den Studierenden, die

aus vielen Ländern kommen um hier zu studieren, aus deiner Perspektive mitgeben wollen?

Das Wichtigste ist, dass die Studierenden, die hierher kommen, in ihren Heimatländern Dialog und Toleranz leben. Toleranz ist unglaublich wichtig, einer der wichtigsten Werte unserer Zeit. Ich finde es sehr gut und wichtig, dass die jungen Leute hierher kommen um zu lernen und neue Erfahrungen zu sammeln. Entscheidend aber ist, dass sie nicht einfach das kopieren, was sie hier sehen und lernen. Es geht darum, zu erkennen, was in ihrer jeweiligen Heimat notwendig und richtig ist.

Wo Gott nichts zu suchen hat?

Religion als Option in der säkularen Hochschulwelt

Nicht nur die Kirche und das Christentum verändern sich rasant, sondern das religiöse Feld insgesamt.

Von Thomas Großbölting



Daphna Weinstein, Like a -X to a- Y (like a moth to a flame), Installationsansichten (Details), 2013. © Weinstein
In ihrer Installation im Lichthof der QL-Galerie thematisiert die aus Israel stammende Künstlerin Daphna Weinstein die Sehnsucht nach Heimat und existenzieller Behausung als Suchbewegung und oft unerfüllbare Sehnsucht.

Wer sich für die Entwicklung des religiösen Feldes interessiert, dem bietet sich je nach räumlicher Perspektive ein hoch gespaltenes Bild: Global betrachtet ist das Leben mit dem Jenseits – der Bezug der eigenen Biografie auf eine wie auch immer gedachte Transzendenz – attraktiv wie nie zuvor. In vier von fünf Kontinenten steigt die Zahl derjenigen, die sich in irgendeiner Weise religiös betätigen. Der nominelle „Gewinner“ in diesem Prozess ist nicht der Islam, wie von politisch interessierter Seite gelegentlich behauptet wird. Die am stärksten wachsende Religionsgemeinschaft ist hingegen das Christentum, allerdings nicht in der kirchlich-konfessionellen Verfassung europäischer Prägung, sondern in seiner evangelikal, vor allem in der pfingstlerisch-charismatischen Variante. Was als kleine Randgruppe startete und Ende der 1970er-Jahre circa

sechs Prozent der Christen weltweit umfasste, versammelt heute – vier Jahrzehnte später – ein Drittel der Christenheit. Wenn wir nun aber auf Westeuropa und noch spezieller den deutschsprachigen Raum blicken, dann verkehrt sich dieser Befund in sein Gegenteil: Die volksskirchlichen Strukturen erodieren – und zwar eher rasch als gemächlich. 1950 haben wir mit Blick auf das geteilte Deutschland ein halbiertes religiöses Feld, etwas mehr Protestanten als Katholiken, insgesamt aber sind über 95 Prozent der Bevölkerung kirchlich gebunden. Heute drittelt sich das Feld: Circa 27 Prozent Katholiken und ungefähr gleich vielen Protestanten stehen 37 Prozent Konfessionslose, oder so die Selbstbezeichnung, „Konfessionsfreie“, gegenüber. Selbst wenn ab heute niemand aus der Kirche austräte, dann müssen wir doch davon ausgehen, dass in den

kommenden zwei Jahrzehnten allein schon auf Grund der demografischen Entwicklung die Zahl der Christen in Deutschland auf unter 50 Prozent sinken wird.

Erschien es über Jahrhunderte kaum jemandem möglich, ohne einen Gott zu leben, so hat sich das Verhältnis in Europa grundlegend verändert: Christentum ist, so Hans Joas, zu einer Option unter vielen anderen geworden. Eine Option, die viele für sich nicht mehr wählen!

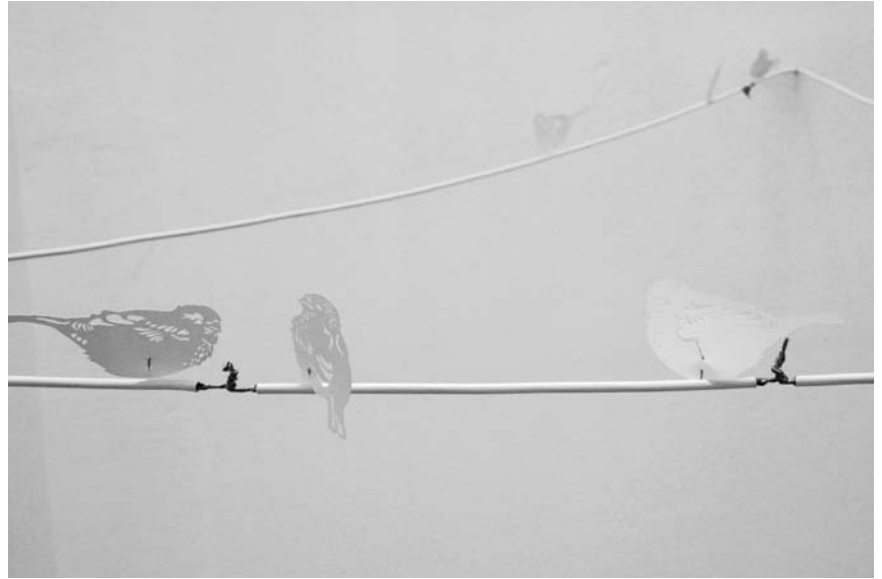
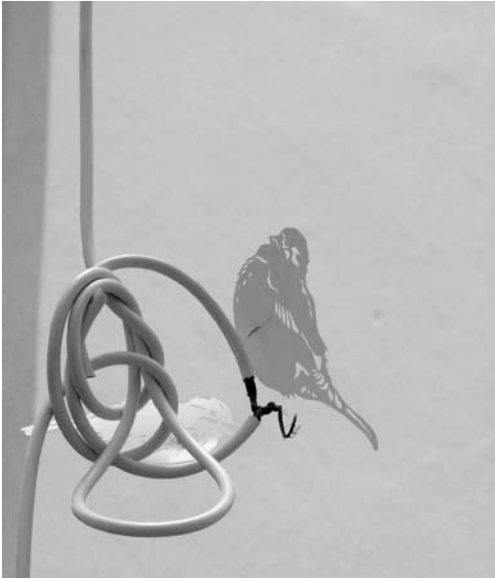
Können wir diese Trends – Entkirchlichung, Anstieg der Zahl der Konfessionsfreien und Säkularisierung – erklären? Was noch vor ein oder zwei Wissenschaftlergenerationen ganz pauschal mit dem Hinweis auf die Säkularisierung als ein Automatismus beschrieben wurde, wenn Sie diese Frage vor 30 Jahren gestellt hätten, dann hätte Ihnen jeder Gesellschaftswissenschaftler und auch die Mehrzahl der Theologen achselzuckend auf die Säkularisierung verwiesen: Mit einer steigenden Modernisierung verliere die Religion nahezu automatisch an Bedeutung, so die kaum hinterfragte Generalexklärung. Heute haben wir uns von dieser Vorstellung eines Automatismus weit entfernt. Stattdessen gilt es nach Ursachen für diese ungewöhnlich tiefe Veränderung zu schauen.

Die „Ich“-Dekade

Um diese Transformation des religiösen Feldes in Deutschland zu analysieren, muss vor allem auf die Entwicklung seit den 1960er- und 1970er-Jahren geblickt werden. In dieser Zeitspanne verändert sich mit dem Modus individueller Selbstkonstitution ein ganz wichtiger Faktor für Religion: Wie ich mich verstehe, wie ich mich in Verbindung setze zur Umwelt und wie ich das Institutionengeflecht und seine geistigen, politischen und weltanschaulichen Angebote dazu nutze, mich selbst zu verstehen, das veränderte sich grundlegend. Der Feuilletonist Tom Wolfe sprach bereits in den 1970er-Jahren von der „Me-Decade“, in der das eigene Ich, die eigene Persönlichkeit, zu einem wichtigen Referenzpunkt auch der Welt- und Außenwelt des Einzelnen wurde. Soziologen haben diesen Vorgang mit dem Begriff der „expressive revolution“ belegt: Der Aufstieg neuer Formen der Alltagskommunikation, die Kunst des Diskutierens, des „Darüber Redens“, der Anstieg der Selbstthematization in Psychotherapie und anderen Formen – all das sind Alltagsbeobachtungen, die diese Veränderung illustrieren. Die Auflösung traditionaler



Daphna Weinstein, Like a -X to a- Y (like a moth to a flame), Installationsansichten (Details), 2013. © Weinstein



Daphna Weinstein, Like a -X to a- Y (like a moth to a flame), Installationsansichten (Details), 2013. © Weinstein

Strukturen entließ das Individuum aus gewachsenen Bindungen. An Stelle von Bindungen und Zwang traten individuelles Auswahlverhalten und eigene Entscheidungen.

Von dieser Veränderung sind nicht allein die Kirchen betroffen: Alle Institutionen, die als Organisationen auftreten und ihren Mitgliedern bestimmte Rollen abverlangen, schrumpften in diesem Prozess. Seien es die Volksparteien, die Gewerkschaften, ja selbst der organisierte Sport erlitt dieses Schicksal. Aber es ist auffällig, dass die Religionsgemeinschaften früher und nachhaltiger von diesem Prozess der Individualisierung betroffen waren. Zwei Gründe erklären diese Avantgardestellung: So stark wie keine andere Organisation formulierte die Religion den Anspruch auf den ganzen Menschen. Von der Wiege bis zur Bahre soll die Selbstkonstituierung (mit) geprägt werden. Und: Die Religionsgemeinschaften modellieren diesen Wandel zu mehr Subjekthaftigkeit in ihren religiösen Angeboten entscheidend mit.

„Ehenot“

Die erste Entwicklung, die eine Distanzierung von Teilen der Christen von der Kirche mit sich bringt, kann mit dem zeitgenössischen Begriff der „Ehenot“ charakterisiert werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg startet man in die

Bundesrepublik Deutschland mit dem Anspruch auf eine umfassende Re-Christianisierung der Gesellschaft. Wo man den Nationalsozialismus als verdichteten Ausdruck von Säkularisierung, als Abfall von Gott, erklärt, muss jetzt das Gegenteil passieren: Die katholische Kirche als Siegerin in Trümmern – so die zeitgenössische Selbststilisierung – geht dabei voran. Von Seiten der Kirchen formulierte man einen Pastoralentwurf, der in vielerlei Hinsicht an der Lebenswelt der Gläubigen nicht mehr anschloss: Gemeinschaft nach innen – Unterscheidung von der Welt – Rettung anderer: Das waren die vorgegebenen Handlungsmaximen und Leitbilder, die kirchliche und kirchengebundene Jugendarbeit und Pastoral in beiden Konfessionen prägten. Die theologische Denkwelt, die seelsorglich-pastorale Konzeption und Didaktik wie auch die Praxis waren grundlegend von exkludierenden Prinzipien geprägt. Kirchliche Jugend sollte sich mittels „Religiöser Marker“ nach innen integrieren und zugleich von der säkularen Umwelt abgrenzen.

Das drängendste Problem der 1950er- und frühen 1960er-Jahre ist mit der kirchlichen Sexualmoral verbunden: Das sechste Gebot – Du sollst nicht ehebrechen – mit all seinen Implikationen war insbesondere in der unmittelbaren Nachkriegszeit rasch zum ersten Gebot aufgestiegen und führte zu zahlreichen Reibereien und Konflikten in

den Jugendverbänden und Studentengemeinden. Schon zeitgenössisch fasste das eine Gruppe von Seelsorger mit dem Begriff der „Ehenot“: Junge Paare – verheiratet oder unverheiratet – koppelten ihre Beziehung und vor allem ihre Sexualität von ihrem religiösen Leben ab oder – und das war der deutlich häufigere Fall – distanzieren sich von der Religion, da sie einen wichtigen Teil nicht mehr in Übereinstimmung mit zentralen Forderungen bringen konnten. Eine Zahl aus dem Umfeld der Jugendverbände und der Katholischen Deutschen Studenteneinigung mag verdeutlichen, wie tiefgreifend dieser Prozess war: Im Laufe der 1950er-Jahre verlassen in den Bistümern Nordrhein-Westfalens über vierzig Prozent der Mädchen und jungen Frauen ihre Standesorganisationen, bei den Jungen und Männern sind es etwas über zehn Prozent. Der Grund lässt sich in den internen Konflikten deutlich nachzeichnen und konzentriert sich auf die Verhaltensanforderungen und auf das vorgegebene Rollenbild für Frauen und Mädchen.

Politisierung und Pluralisierung im Zuge der 68er

Geschah dieser Auszug der Mädchen und Frauen aus einer insgesamt hoch von genau dieser Gruppe getragenen Religion schleichend, so war der zweite Schritt der Distanzierung laut und unüberhörbar: Politisierung und Pluralisierung – so lautet das zweite Stichwort. „1968“ – die Kontestation in der Kirche – bringt dann einen bis dato nicht gekannten Politisierungsschub mit Radikalisierungen auf allen Seiten des kirchenpolitischen Spektrums – die Studentengemeinden sind hier ganz vorneweg. In vielen Gemeinderäten wurde aktiv diskutiert, was wohl „christlich“ sei. Ein vorläufiger Höhepunkt in der Diskussion war die seit 1969 geführte sogenannte „Polarisierungsdebatte“: Besteht Christlichkeit schon darin, dass man Gemeinschaft beziehungsweise „Agape“ stiftet? Oder gehört doch ein religiöser oder biblischer Bezug dazu? In verschiedenen Gemeinden diskutierte man unter dieser Fragestellung, ob doch eher der Sozialistische Hochschulbund als die katholische Verbindung zur Gemeinde gehörte.

Insgesamt wurden in diesem Prozess auf breiter Front Fragen nach Inklusion und Exklusion aufgeworfen: Nicht dem Befolgen religiöser Vorgaben, sondern dem ethisch-moralischen Wirken des und der Einzelnen wurde religiöse Dignität zugesprochen. Man erweist sich handelnd als Christ. Statt zur Messe zu gehen, schrieb man kritische Artikel, statt zu beichten, las man Hans Küng, statt Priester oder Pfarrer zu werden, wurde man Funktionär in einer Gewerkschaft. Dieser Trend markiert keine Säkularisierung im Sinne einer individuellen oder kollektiven Entchristlichung, sondern die Säkularisierung des Christlichen im Sinne einer Betonung der innerweltlich sozialen Dimension der Religion. Der alte normative Horizont des

Glaubens und die Kirche wurden zunehmend als befrag- und diskutierbar erkannt.

Für den Diskurswechsel in der akademischen Theologie, und vielleicht noch viel wichtiger in der Pastoral und Verkündigung, standen die Historisch-kritische Biblexegese (verbunden mit dem Namen Käsemann), die Entmythologisierung des biblischen und frühchristlichen Weltbildes (Bultmann), der Bruch mit der Scholastik und die Selbstzurücknahme der Theologie als das „vom Unbegreiflichen Reden, was wir Gott nennen“ (Karl Rahner und viele Schüler, nicht zuletzt auch der junge Joseph Ratzinger). Nimmt man jetzt kircheninterne Verständigungsprozesse um Pastoral, Vermittlung und Tradierung hinzu, dann findet man ein korrespondierendes Bild und zugleich wichtige Ergänzungen dazu: Nicht mehr Schuld und Vergeltung, Sündenfall und Erlösung, sondern persönliches Leid und Heilung waren nun die Stichworte, mit denen in den pastoralen Handreichungen, der erbaulichen Literatur oder auch in der Kirchenzeitung der religiöse Code neu eingefasst wurde. Trotz aller Unterschiede zwischen Protestanten und Katholiken war die Ausgangslage ähnlich: Wo die Transzendenz diffundierte und insbesondere die Strafandrohung des Jenseits schwand, da versuchte man den religiösen Code in kleinen Kontexten und auf partnerschaftlicher Basis zu rekonstruieren.

Dem Authentizitätsanspruch gerecht werden

Die veränderten individuellen Dispositionen der 1970er-Jahre – das Pochen auf Selbstaussdruck, auf Authentizität, auf Wahrhaftigkeit, aber auch die Entwicklungen in Pastoral und Theologie – hatten und haben bis heute gravierende Konsequenzen für die Sozialformen des Religiösen. Eine ganze Reihe von Schwierigkeiten ist genau auf diesen Übergang von der Kirche als Organisation oder Anstalt, wie es Max Weber formuliert hat, in eine neue Sozialform zurückzuführen. Die Beobachtungen lassen sich zu der Überlegung verdichten, dass auch die christlichen Großkirchen in einer Übergangsphase stecken, in denen alte Gewissheiten neu verhandelt werden.

Religiöse Lebensformen, so zeigt der Blick in die Vergangenheit, scheinen in der Welt dann besonders erfolgreich zu sein, wenn es ihnen gelingt, sich in den Zusammenhang der Gesellschaft zu integrieren, eigene Inhalte mit anderen gesellschaftlichen Themen zu verbinden, zu außerreligiösen sozialen Gruppen in Beziehung zu treten und sich zugleich aber – das ist ganz wichtig – durch den Transzendenzbezug ein eigenes Profil zu bewahren.

Was es bedeutet, christlich zu sein und wie das Leben des und der einzelnen dadurch geprägt wird, hat sich in den sieben Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg stark

verändert. Ob und in welcher Form sich eine erneuerte gemeinsame und auch in die Breite der Mitgliedschaft tragende Glaubensüberzeugung wird stiften lassen, ist noch unklar.

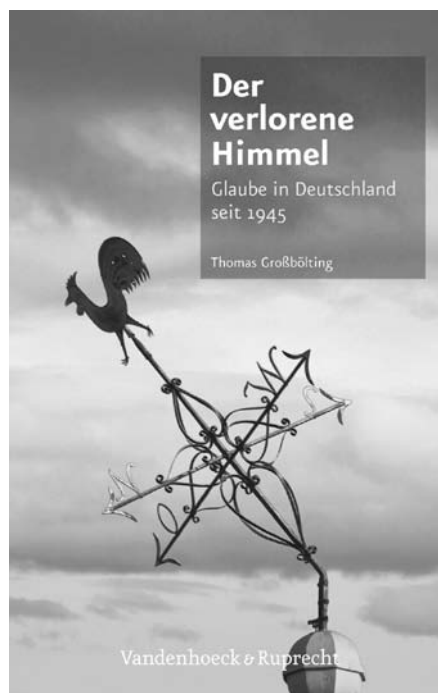
Drei Entwicklungen lassen sich in diesem Zusammenhang beobachten, die diese Neuformierung mit beeinflussen: Erstens eine Pastoral, die oftmals von Unsicherheit über den eigenen Kern gekennzeichnet ist. Da man nicht mehr Verhaltensweisen und Glaubenssätze im Modus der Autorität voraussetzen und abverlangen kann, bleibt man offen oder vage in dem Versuch, möglichst viele zu gewinnen. Neben allen Versuchen zur Integration werden aber entscheidende Fragen nach Gott nicht mehr gestellt. Hier ist aus meiner Sicht nicht zu viel, sondern zu wenig ernsthaftes Nachdenken über Gott am Werk. Nicht umsonst, um nur ein Beispiel zu nennen, ist von verschiedener Seite die Infantilisierung unserer Gottesdienste beklagt worden. Zweitens agiert in diesem Prozess eine Kirchenhierarchie, in der der Modus der falschen Autorität noch lange nicht beendet ist. Und es sind nicht nur die Auswüchse bischöflicher Selbstrepräsentation, wie wir sie in Limburg beobachten müssen. Auch darüber hinaus hat sich im Klerus vieles gewandelt: Aus Hochwürden und dem guten Hirten, so die Fremd- und Selbststilisierung, wurde in der allgemeinen Wahrnehmung rasch ein überforderter Seelsorger, der seinen nun zu Klienten und Kunden aufgewerteten Gemeindemitgliedern oftmals vergeblich hinterherlief. Drittens schlägt die „hinkende Trennung“ von Kirche und Staat zu Buche. Das besondere Staat-Kirche-System in Deutschland stärkt die Kirchen zwar finanziell und organisatorisch. Nur: Als Glaubensgemeinschaft zeichnet sie das nicht aus, im Gegenteil: Für viele religiös Suchende ist sie unattraktiver denn je, wenn sie vor allem als saturiert, als mächtig und als reich auftritt. Dem Anspruch auf Authentizität wird sie damit nicht gerecht. Wenn dann, wie jüngst im Fall der katholischen Kirche, noch die Entscheidung hinzukommt, die Mitgliedschaft basal an den Status des Kirchensteuerzahlers zu knüpfen, tritt die religiös-pastorale Dimension des Kirchenaustrittsproblems schnell in den Hintergrund von Organisationsexperten und Finanzstrategen.

Herausforderung zwischen Einheit und Vielfalt

Für die Kirche ist die Vermittlung zwischen Einheit und Vielfalt eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben. Wenn sich die Kirchen nicht zu gesellschaftlich bedeutungslosen Randgruppen zurückentwickeln wollen, in denen sich allenfalls noch die Häuflein der Aufrechten sammeln, werden sie sich als großes Dach verstehen müssen, unter dem unterschiedliche Grade von Kirchnähe und eine ganze Reihe von Frömmigkeitsstilen zugelassen sind. Man wird

diejenigen nicht verschrecken dürfen, die ihren traditionellen Glauben leben wollen. Man wird den Engagierten und spirituell Suchenden Freiräume und Partizipationsmöglichkeiten eröffnen und zugleich versuchen müssen, attraktiv für diejenigen zu bleiben, die nur gelegentlich pastorale Angebote nutzen und ihre spirituellen Bedürfnisse stillen wollen.

Um in der gesellschaftlichen Selbstverständigungsdebatte produktiv mitmischen zu können, müssen die Religionsgemeinschaften ihrerseits der Versuchung widerstehen, in eine fundamentalistische Selbstbeschränkung abzugleiten. Stattdessen sollten sie auf einen selbstreflexiven Glauben setzen und ein hohes Maß an Offenheit und Dialogfähigkeit gegenüber der Gesellschaft wie auch anderen Religionen entwickeln. Eine solche Haltung eröffnete ihnen beste Chancen dafür, ein wichtiger Bezugspunkt für die so vielfältigen religiösen Bedürfnisse der Menschen zu sein wie auch weiterhin einen wichtigen Beitrag zum Zusammenhalt und zur Gestaltung der Gesellschaft zu leisten.



Thomas Großbötling, *Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013. 320 Seiten mit 6 Abb. ISBN 978-3-525-30040-4 (Euro 29,99).



© Holtkötter

Prof. Dr. phil. Thomas Großbötling, geb. 1969 in Dingden, studierte Geschichte, Katholische Theologie und Germanistik an den Universitäten Köln, Bonn, Münster, an der Staatlichen Hochschule La Sapienza und an der Päpstlichen Hochschule Gregoriana in Rom. Seine Forschungsschwerpunkte sind angesiedelt in den Bereichen „Geschichte des religiösen Wandels im Nachkriegsdeutschland“ und „Ausprägungen der DDR-Erinnerung im wiedervereinigten Deutschland“. 2004 erhielt er den Nachwuchspreis der Georg-Agricola-Gesellschaft für Naturwissenschafts- und Technikgeschichte e.V. Seit Mai 2009 ist er Lehrstuhlinhaber für Neuere und Neueste Geschichte II an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Daham is daham

Für den Österreicher ist sein Zuhause keine Festung. Aber wenn den Filmemachern geglaubt werden darf, es ist von großer Bedeutung.

Von Harald Koberg

„Hinterholz 8“ war der an den Kassen erfolgreichste österreichische Film aller Zeiten. Ein Film über einen Häuslbauer und sein jämmerliches Schicksal. Das ist durchaus bezeichnend, gehört der Hausbau doch nicht gerade zu den typischen Elementen einer spannenden Geschichte. Aber er rangiert ganz oben unter den großen Lebenszielen der Österreicher: Ein eigenes Haus, oft in einem jahrelangen Prozess mühsam hochgezogen, ist neben der Familiengründung offenbar der Innbegriff der Selbstverwirklichung. Und wenn die persönlichen Geschichten von der furchtbaren Zeit beim Bundesheer kein geneigtes Publikum mehr finden, dann erzählen männliche Österreicher leicht fortgeschrittenen Alters gerne von der furchtbaren Zeit des Hausbaus. Kein Wunder also, dass Roland Düringer mit seinem Baustellen-Horror in „Hinterholz 8“ einen Sensationshit schaffte. Im Grunde hat er gewöhnliche Stammtischgespräche auf die Kinoleinwand erweitert – in dramatischer Überzeichnung versteht sich.

Die Selbstironie, vor allem in Bezug auf die eigenen Lebensweisen, gehört wohl zu den charmantesten Eigenschaften der österreichischen Seele. Und sie ist es auch, die einen zentralen Teil des österreichischen Filmschaffens ausmacht. Hader, Dorfer, Mitterer, Düringer, Palfrader, Ostrowski und wie sie sonst noch heißen – sie alle sind dem österreichischen Way of Life in Film und Fernsehen auf den Schlips getreten. Und wir haben es ihnen gedankt, mit vollen Kinosälen und hohen Einschaltquoten. Immer wieder standen die Behausungen der Protagonisten so sehr im Mittelpunkt der Handlung, dass ihnen findige Kritiker gerne eine eigene Rolle im Film zusprachen. Nicht nur im Kampf gegen die ewige Baustelle, sondern etwa auch im so sonderbar belebten Gemeindebau in „Muttertag“, dessen Bewohner auf fast dörfliche Weise miteinander vertraut sind. Oder aber – um zu den Vorvätern des hier besprochenen Genres zurückzublicken – zuhause beim Mundl. Die Wohnung der Sackbauers in der kultisch verehrten Serie „Ein echter Wiener geht nicht unter“ ist ein Sinnbild für



Böses Häuslbauer-Erwachen in „Hinterholz 8“
Foto: © cinema.de

die Engstirnigkeit ihres Besitzers; gerade eben weil sie dem entspricht, was bis heute österreichische Lebensrealität ist. Dass sie etwas später in der Serie auch noch um einen Schrebergarten erweitert wird, ist der konsequente Schritt, der gegangen werden muss, wenn die häusliche Enge im Freien fortgesetzt werden soll.

Ähnlich wie mit der Sexualität halten wir Österreicher es offenbar auch mit dem Wohnen und dem Hausbau. Zumindest, wenn von den Darstellungen in Kino- und Fernsehproduktionen ausgegangen werden darf: Wenn uns etwas am Herzen liegt, so ziehen wir es besonders gerne und genüsslich durch den Kakao. Oder wir überlassen das Durch-den-Kakao-Ziehen jemandem, der davon besonders viel versteht; wie etwa den oben genannten Kabarettisten, Autoren und Schauspielern. Es scheint uns ein besonderer Genuss zu sein, anderen beim Scheitern zuzusehen, vor allem in jenen Bereichen des Lebens, in denen wir selbst nicht scheitern wollen. Das ist für sich genommen noch nichts Österreichspezifisches oder Ungewöhnliches. Interessant sind aber die Lebensbereiche in denen gescheitert wird. Denn sie verraten einiges darüber, was uns wirklich wichtig ist. Und das Österreicherbild, das dabei entsteht, ist in seiner Progressivität durchaus enden wollend.



Foto © KK

Mag. Harald Koberg, geb. 1984 in Graz, studierte Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Begeisterter Kampfkünstler und seit 2005 Mitglied von *Signis-Interfilm* Graz.

Sehnsuchtsort Graz

Seit 1. September steht der Evangelischen Hochschulgemeinde Graz (EHG) eine neue Hochschuleseelsorgerin vor. Diemut Stangl im Porträt.

Von Anna Maria Steiner

„Willkommen in der EHG!“ Ein freundlich lächelnder Lockenkopf erscheint in der Tür und begrüßt mit kräftigem Händedruck. Als Chefin der evangelischen Hochschulpastoral in Graz führt Diemut Stangl gerne durch ihre erst vor wenigen Wochen bezogenen Diensträume. Auch, wenn das Büro noch etwas spartanisch wirkt: Die Person, die es belebt, sprüht vor Ideen, ist voll des Tatendranges und erfüllt damit die Grundvoraussetzungen für gelingende Hochschulpastoral.

Kindheitstraum Pfarrerin

Dass Diemut Stangl trotz katholischem Umfeld evangelische Pfarrerin werden will, weiß sie schon, seit sie acht ist. „Evangelisch bin ich, weil meine Mutter, eine Urevangelische aus dem Salzkammergut, uns fünf Kinder evangelisch sozialisiert hat.“ Seit 1. September ist die erst 25-jährige Tirolerin als Pfarramtskandidatin in einer evangelischen Pfarrgemeinde in Weiz tätig, wo sie auch Religion unterrichtet. Zehn Arbeitsstunden pro Woche sind obendrein für die Hochschuleseelsorge in Graz reserviert. „Nicht viel“, weiß Diemut, die bei der Programmgestaltung auf das Engagement von Studierenden setzt. Als Schwerpunkt innerhalb ihrer Hochschulpastoral hat sich nach den ersten hundert Tagen im Amt Spiritualität herauskristallisiert. In den vergangenen Wochen geführte Gespräche mit Studierenden hätten gezeigt, wie groß die spirituelle Sehnsucht im studentischen Umfeld sei. Mehr Pastoral, weniger klassische Bildungsveranstaltungen will die junge Pfarrerin deshalb anbieten. Anders als in der Erwachsenenbildungsarbeit, wo man als kleine Organisation oft gar nicht mithalten könne, habe die EHG in diesem Bereich einiges anzubieten – auch als Kooperationspartnerin. Am 28. November etwa initiierte Diemut gemeinsam mit der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) einen ökumenischen Gottesdienst. Regelmäßig angeboten werden zudem Taizé-Gebete – ebenfalls zusammen mit der KHG. Was sie als ihr erstes eigenständiges Projekt umsetzen wolle? Einen regelmäßig stattfindenden spirituellen Abend, an dem Gottesdienst gefeiert wird und wo Studierende ihre Fragen, ihre Zweifel und Sorgen einbringen können. „Ein Format, wo man sich fallen lassen darf, aber auch das einbringen kann, was in einem Gottesdienst keinen Platz hat.“ Wie etwa Kritik. „Wenn jemand predigt, kann ich in der Kirche nicht

sagen ‚Ich seh‘ das anders‘. Genau das fehlt aber. Einen Ort für Austausch und Kritik würde ich gerne schaffen.“

Heimat Kirche und Zuhause Graz

In ihre spirituelle Heimat hat sich Diemut Stangl während ihrer Studienzeit mehr und mehr vertieft. Das Studium der Evangelischen Theologie faszinierte sie ob der Vielfalt seiner Disziplinen, Kirchengeschichte ist für sie existenziell. „Ohne Geschichtswissen versteht man vieles in der Gegenwart nicht – gerade in der evangelischen Kirche. Wir sind extrem geprägt davon, wie unsere Geschichte in Österreich verlaufen ist.“ Dass es lange verboten war, evangelisch zu sein – das spüre man leider vereinzelt immer noch. „Wir waren jahrhundertlang die Verfolgten und aus dieser Position heraus zugleich ‚die Guten‘.“ Auf die Katholische Kirche zu schimpfen, das sei zu einfach; Reste vorhandenen Konkurrenzdenkens sollten abgebaut werden. „Wir sind stolz darauf, evangelisch zu sein, aber wir müssen uns heute nicht mehr verteidigen.“

Angekommen fühlt sich Diemut auch geographisch. Schon während ihrer Wiener Studienzeit war sie oft in Graz und entwickelte „eine große Liebe“ zur Mur-Metropole. „Meine Eltern haben hier studiert, ebenso meine vier Geschwister.“ Und auch ihr Mann ist Grazer. Ins Herz geschlossen hat Diemut die Stadt aber schon, bevor beide einander kennenlernten. „Die Graz-Erzählungen meiner Eltern haben in mir immer schon ein starkes Sehnsuchtsbild hervorgerufen. Vielleicht fühle ich mich hier deshalb schon nach wenigen Wochen beheimatet.“

DIEMUT STANGL



Mag.^a Diemut Stangl,

geb. 1987 in Rum, Tirol, studierte Evangelische Theologie in Wien und in Sibiu, Rumänien. Von 2011 bis 2013 war sie Lehrvikarin in Steyr, seit September ist sie Pfarramtskandidatin in der Evangelischen Pfarrgemeinde Weiz und Hochschuleseelsorgerin in der Evangelischen Hochschulgemeinde Graz. Infos, Kontakt: www.ehg-online.at

Ansprache zur Eröffnung und Segnung des „Quartier Leech“

von KHG und AAI, Leechgasse 22 – 24, am 7. Oktober 2013
Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari, Graz-Seckau



(Foto: Neuhold)

Sehr geehrte hier festlich versammelte Damen und Herren und in Ihrer Mitte Sie, Herr Landeshauptmann Mag. Franz Voves und Herr Bürgermeister Mag. Siegfried Nagl als Träger höchster politischer Verantwortung für das Land Steiermark und für die Stadt Graz!

Sehr geehrte Magnifizenz, Frau Rektorin Professor Christa Neuper und alle anderen hier anwesenden Lehrenden und Studierenden der steirischen Universitäten und Hohen Schulen!

Liebe Träger hoher Verantwortung in der Diözese: Herr Weihbischof, Herr Generalvikar, Herr Wirtschaftsdirektor und besonders auch Sie, lieber Herr Diözesanarchitekt Dr. Manfred Fuchsbichler!

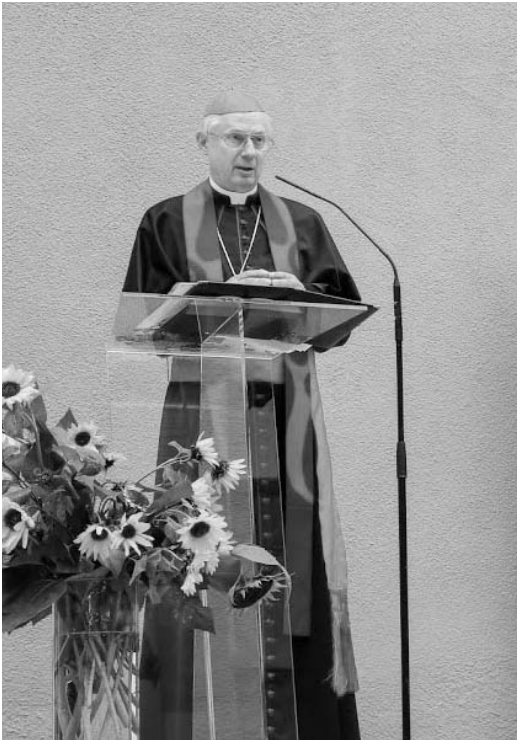
Liebe Verantwortliche für die Katholische Hochschulgemeinde und für das mit ihr untrennbar verbundene Afro-Asiatische Institut, das sind ebenso die Leitung wie die Studierenden!

Der Text, den wir eben gehört haben, steht am Ende der Bergpredigt Jesu. Er redet vom Haus des Lebens als von einem der Symbole für die menschliche Existenz. In diesem Text wird die

Tragfähigkeit des Fundaments dieses Hauses angesprochen. Sand als Fundament trägt im Ernstfall nicht, aber Fels als Grund trägt. Dieser Text fragt uns alle nach dem, was uns tragen kann in guten und in schwierigen Tagen.

Um ein Haus, um Häuser und ihr Miteinander geht es auch bei dieser heutigen Feier: um ein Ensemble von Bauwerken in geographischer Nähe zur Karl-Franzens-Universität und in intentionaler Nähe zu allen andern Hohen Schulen in Graz. Die Katholische Hochschulgemeinde, eine Gemeinschaft vor allem für junge Menschen, ist seit ihrem Anfang im Jahr 1946, mit einer Vorgeschichte schon in der Kriegszeit, umgangssprachlich geredet auch schon in die Jahre gekommen. Bald werden es 70 sein. Und das vor allem durch eine Initiative der Hochschulgemeinde und ihres Hochschulelsoersgers Ludwig Reichenpfader einerseits und des späteren Landeshauptmannes Josef Krainer andererseits entstandene und immer mit ihr verbunden gebliebene Afro-Asiatische Institut wird bald auch schon seit 50 Jahren bestehen.

In allem Wandel, in allem Auf- und Ab in Gesellschaft und Kirche ist man hier von Anfang an und bis heute nicht stehen oder



(Foto: Neuhold)

stecken geblieben. Ein augenfälliger Erweis dafür ist die Architektur der heute vier Studierendenhäuser, die hier durch Leechgasse, Strassoldogasse und Elisabethstraße verbunden sind. Durch 40 Jahre war dieses Ensemble auch noch vergrößert durch das Studentenhaus in der Münzgrabenstraße. Dieses Haus wurde aber von der Diözese aufgegeben und durch das Stift Admont erworben, baulich saniert und wird nun wieder als Haus für Studierende geführt. Die Architektur aller dieser Häuser war und ist geprägt durch eine großteils geglückte Verbindung von Geist und Form, was auch durch renommierte Auszeichnungen bestätigt wurde. Ich glaube, dass die jüngsten baulichen Innovationen durch die Architekten Ulrike Hoier und Alfred Bramberger sich gut an die Architektur von Richard Gratl und Peter Thurner anschließen.

Der Titel eines autobiographischen Buches des Unterrichtsministers Heinrich Drimmel lautet: „Die Häuser meines Lebens“. Er hat darin sein Leben unter Bezugnahme auf jene Häuser beschrieben, wo er im Lauf von Jahrzehnten gewohnt, gelernt und gearbeitet hat. In einem analogen Sinn, ohne diesen Vergleich überdehnen zu wollen, kann man doch sagen, dass die Häuser der Katholischen Hochschulgemeinde und ihrer Expositionen und das Haus des Afro-Asiatischen Instituts für viele Tausend Studierende in allen Jahren so etwas wie Häuser ihres Lebens waren, wo man immer wieder einkehren oder für kurze oder auch längere Zeit wohnen konnte. Diese Häuser waren und sind Orte eines Diskurses über viele, teilweise auch global relevante Themen: Themen von Religion, Kunst, Politik und vielem anderen. Es gab hier und von hier aus auch viel soziale Diakonie für Menschen in Not. Ich erinnere darauf bezogen besonders an zwei Verstorbene: an den Priester Martin Gutl und an den Institutsleiter Peter Pritz. Diese Häuser waren und sind von

der Kirche begründet und getragen. Niemand sollte und dürfte hier für Kirche vereinnahmt werden, aber das Christentum, der christliche Glaube wurde hier und darf auch heute und morgen nicht versteckt werden. Hier gab und gibt es auch eine vielfältige Begegnung mit anderen Religionen, zumal auch mit dem Islam. Es sind tolerante, aber nicht unverbindliche Begegnungen.

Die Geschichte dieser Häuser und der sie belebenden und gestaltenden Menschen und ihrer Gemeinschaften in bald 70 bzw. betreffend das Afro-Asiatische Institut bald 50 Jahren ist erst in Ansätzen geschrieben worden. Wichtiger ist aber, dass diese Geschichte weitergeschrieben werden kann in ständiger Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart und in Offenheit für alle humanisierenden Kräfte. Dazu braucht man viel Phantasie für das Gute und viel Kraft, es auch zu tun. Für die Christen ist der Gott der Bibel, ist Jesus Christus die tiefste Quelle dieser Kraft. Auf ihn verweist besonders die im räumlichen Zentrum des Studentenhauses Leechgasse 24 situierte, von Richard Gratl, Peter Thurner und Gerhardt Moswitzer in den 60-er Jahren gestaltete Kapelle, eine sanft und stetig ausstrahlende Mitte.

Bevor ich nun ein Segensgebet für dieses erneuerte und in seinem Miteinander verdichtete Zentrum für Studierende und Lehrende



Diözesanbischof Kapellari, Landeshauptmann Voves und Bürgermeister Nagl mit den QL-Projektverantwortlichen Alois Kölbl, Ruth Madl und Claudia Unger und Architekt Alfred Bramberger. (Foto: Neuhold)

unserer Hohen Schulen spreche, danke ich allen, die zu diesem Werk beigetragen haben und zumal auch den Trägern politischer Verantwortung im Land Steiermark und in der Stadt Graz. Ich danke den dafür Verantwortlichen im Bischöflichen Ordinariat, besonders auch Herrn Architekt Dr. Manfred Fuchsbichler und Herrn Direktor Mag. Herbert Beiglböck. Und ich danke dem Team der Katholischen Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Instituts und nenne hier in notwendiger Begrenzung nur die drei Priester Mag. Alois Kölbl, P. Martin Rauch, P. Albert Holzknecht und Frau Dr. Claudia Unger und Frau Mag. Ruth Madl.

Nun aber spreche ich den Segen, weil wir mit einem biblischen Psalm glauben und immer neu sagen: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, müh'n sich vergeblich, die daran bauen. Wenn der Herr die Stadt nicht hütet, dann wacht vergeblich der Wächter: Nicht uns, o Gott, nicht uns, sondern deinem Namen sei die Ehre.“



Auch an der Copacabana wurde der heurige Weltjugendtag gefeiert

WIRKEN ALS MIT- WIRKEN

„Wir wirken, aber unser Wirken ist ein Mitwirken mit Gottes Wirken, denn seine Gnade kommt uns zuvor.“

(Augustinus)

Bericht vom diesjährigen Weltjugendtag

Im Juli dieses Jahres durfte ich gemeinsam mit acht anderen Studierenden aus Graz nach Brasilien zum Weltjugendtag (WJT) reisen. Ich hatte mich lange auf diese Reise vorbereitet, noch länger mich darauf gefreut, doch die Reise selbst hat jede Erwartung übertroffen.

Wir haben uns einer Gruppe angeschlossen, die von FOCUS (focusmissions.org) organisiert wurde. Ein Großteil dieser Gruppe war aus den USA, ein Teil kam aber auch aus Dubai. Gemeinsam waren wir zuerst im Amazonas unterwegs, um dort Gemeinden zu besuchen, die nur über Wasser erreichbar sind. Dort wurden uns unglaubliche Empfänge geboten: Die Menschen haben uns mit offenem Herzen und mit offenen Armen empfangen. Sie warteten beispielsweise stundenlang in der Hitze auf unsere verspätete Ankunft, hielten Ansprachen, feierten Prozessionen,

verliehen ihrer Freude in Feuerwerken Ausdruck, kochten für uns groß auf. Diese Gastfreundschaft war überwältigend und hob für mich nochmals hervor, was wir in den Begegnungen mit ihnen meist stark erlebten: Welche große Bedeutung ihr Glaube für sie hat. Dieser Glaube macht sie, obwohl sie materiell arm sind, so reich, dass sie glücklich und fröhlich uns mit ihrer Gastfreundschaft all dies geben konnten. Eigentlich war das Thema dieser Woche ja „Mission im Amazonas“ und wir waren gekommen, um unseren Glauben weiterzugeben, doch wir verließen diese Menschen reich beschenkt.

Nach einem Kurzbesuch im Wallfahrtsort Aparecida nahmen wir dann am dreitägigen Youth Arise Festival in Lorena teil. Danach ging es weiter nach Rio de Janeiro, wo das Ziel und für viele wohl auch der Höhepunkt unserer Reise wartete: Der Weltjugendtag 2013. Ich selbst hatte, seit ich Fernsehübertragungen vom WJT 2005 in Köln gesehen hatte, darauf hingearbeitet, einmal an einem WJT teilnehmen zu können. Dementsprechend aufgeregt war ich, als wir am frühen Morgen des 23. Juli in die Millionenstadt einfuhren, wo schon viele Plakate uns Pilger willkommen hießen. Wir

wohnten nur wenige Gehminuten von der Copacabana entfernt und waren so meist schnell bei den wichtigsten Veranstaltungen des WJT. Der WJT wurde zunächst mit einer Messe am 23. Juli eröffnet. An den folgenden Tagen fanden Katechesen mit den Bischöfen statt. Dabei erlebte ich einen meiner persönlichen Höhepunkte: Die Katechese mit Kardinal Schönborn. Er redete über das Thema „Die Lebensschule Jesu“ zu uns und fand klare Worte und Antworten zu vielen Fragen, die mich bewegten. Am Donnerstag, dem 25. Juli, fand die Ankunft des Papstes statt, die von vielen mit Spannung erwartet worden ist. Auch wir durften Papst Franziskus ganz nah erleben, als er an uns vorbeifuhr. Während der Gottesdienste aber waren wir weit entfernt vom Hauptaltar, da sich die Menschenmenge (bis zu 3,7 Millionen) über die gesamte Copacabana erstreckte, und doch gleichzeitig im Gebet mit allen verbunden: Mit denen, die noch weiter hinter uns waren ebenso wie mit denen ganz vorne beim Hauptaltar. Über die Leinwände und Lautsprecher erlebte ich Papst Franziskus als einen ruhigen Mann, der sich gerne aus dem Mittelpunkt zurückzieht, sobald es möglich ist, und dann betend im Hintergrund „wirkt“. Wenn er dann aber hervortrat und zu uns sprach, verkündete er seine Botschaft mit einer überraschenden Bestimmtheit und Eindringlichkeit. Und so gab er uns Jugendlichen auch bei der Abschlussmesse mit: „Jesus Christus rechnet mit euch! Die Kirche rechnet mit euch! Der Papst rechnet mit euch!“ Das möchte ich auch allen weitergeben, die diesen Bericht lesen: Wir alle sind aufgerufen, hinauszugehen und unseren Glauben zu teilen. Auch wenn das manchmal schwierig sein kann, wir dürfen uns dabei immer vom Beistand Jesu Christi, vom Vertrauen der Kirche und des Papstes getragen fühlen. Dabei gilt immer, dass Gott in uns wirkt, wie ich auf dieser Reise besonders stark erlebt habe. Denn anders wären die vielen wunderbaren Erlebnisse und Begegnungen nicht möglich gewesen.

Maria Luise Hendler



„catholic“-Mitinitiator Richard Pichler (li) mit Team

GLÜCKLICH 2.0

Vor drei Jahren hat mich ein Priester gefragt, ob ich glücklich sei. Diese Frage hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich war nicht unglücklich: Ich hatte eine wunderbare Freundin, war erfolgreich im Studium und beliebt in meinem Freundeskreis. Sport, Unternehmungen und Reisen hatten einen hohen Stellenwert. Mein Leben war schön. Ich weiß nicht, auf wie vielen Partys ich gewesen bin. Aber wirklich glücklich war ich nicht.

Ich habe mich also auf die Suche nach dem wahren Glück gemacht. Ich habe angefangen mich zu hinterfragen: meine Werte, Beziehungen, Prioritäten, alles. Dann habe ich begonnen, mein Leben zu ändern.

Die Sehnsucht nach authentischeren Beziehungen und tieferen Freundschaften hat mich zur Person Jesu geführt. Ich wollte wissen, welche Bedeutung er für mich hat und ich für ihn. Die beginnende Freundschaft mit ihm wirkt sich heute so aus, dass ich eine Freude erlebe, wie ich sie vorher nicht kannte. Nicht nur meine Beziehungen sind schöner geworden – mein ganzes Leben, einfach alles.

Die Freude, die ich auf diesem Weg erlebt habe, ist der Grund dafür, warum ich mich entschlossen habe, andere Menschen auf deren Suche nach einem größeren Glück zu begleiten. Deshalb arbeite ich seit Beendigung meines Medizinstudiums nun schon im zweiten Jahr als „katholischer Missionar“. Mir ist bewusst, dass diese Begriffe eigenartig klingen, „katholisch“ und „Missionar“, und negative Assoziationen

hervorrufen. Ich will diesen Begriffen ein neues Gesicht geben.

Mehr dazu auf www.catholic.at

Richard Pichler



„Revolution“ auf der diesjährigen Pro-Scientia-Sommerakademie in Kroatien

„PRO SCIENTIA“- SOMMERAKADEMIE 2013

Revolution! Unter diesem Motto fand heuer die alljährliche Sommerakademie des österreichischen Studienförderungswerkes „Pro Scientia“ im Bildungszentrum Marijin Dvor, in Zaprëšić, Kroatien statt. Wir – etwa 60 StudentInnen aus den lokalen „Pro Scientia“-Gruppen – befassten uns dort eine Woche lang mit dem Generalthema Revolution in den verschiedensten Ausprägungsformen und Dimensionen. Bereits im Laufe des Sommersemesters beschäftigten sich die einzelnen Pro Scientia Gruppen an ihrem jeweiligen Hochschulort in einem regelmäßig stattfindenden, interdisziplinären

Diskussionsforum mit dem Thema der Sommerakademie. Derart vorbereitet, erwartete uns in Zaprëšić ein umfangreiches, buntes Programm mit Vorträgen von ExpertInnen aus den unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen zum Thema Revolution. Natürlich wurde auch den interessierten Fragen der TeilnehmerInnen stets Platz eingeräumt. Somit entstand eine sehr produktive Diskussionsatmosphäre, die sich an den meisten Tagen bis spät in die Nacht hinein – dann allerdings an der gemütlichen Kellerbar – erstreckte.

Abgerundet wurde das wissenschaftliche Programm der Sommerakademie durch Workshops und Arbeitsgruppen, welche teilweise im Vorfeld der Akademie von

den Geförderten selbst vorbereitet wurden. Neben all den kopflastigen Aktivitäten durfte natürlich auch ein wenig körperliche Abwechslung in Form eines Fußballturniers nicht fehlen. Auch die spirituelle Dimension kam nicht zu kurz: Die tägliche „Morgenröte“ sowie zwei Gottesdienste boten den Rahmen dafür. Mit einem revolutionären Reflexions-Workshop und anschließender Abschlussfeier ging eine sehr inspirierende „Pro Scientia“-Sommerakademie 2013 zu Ende. Wir alle freuen uns auf ein Wiedersehen beziehungsweise ein Kennenlernen von neuen KollegInnen im Jahr 2014 in Mariazell, dann unter dem Motto *Wahnsinn!*

Thomas Schinko



Unterwegs am Kärntner Marienpilgerweg

WANDEREXERZITIEN

„Kann man seine Ferien auch einmal ganz anders verbringen?“, also nicht auf Mallorca oder einem Trip entlang der amerikanischen Ostküste? Sieben Teilnehmer und zwei geistliche Begleiter (Albert Holz-knecht SJ und Sr. Vanda von den Helferinnen) stellten sich dieser Herausforderung. Es war ein bunt zusammengewürfelter Haufen unterschiedlichen Alters, Berufs- und Lebensphase, Erfahrungen und auch Erwartungen, der sich am Sonntag den 21. Juli für mehr als eine Woche am Bahnhof von Graz sammelte, um zum Ausgangspunkt St. Andrä im Lavanttal aufzubrechen. Aufzubrechen wohin? Das wusste noch niemand so genau oder zumindest hat nun im Nachhinein wohl jeder eine andere Vorstellung darunter.

„Äußerlich“ ging es, nicht selten schweiß-treibend, in der wohl heißesten Woche des Jahres quer durch das landschaftlich einmalige Kärnten. Bei stets herrlichem Sonnenschein wanderten wir, anfangs noch ein wenig hügelige, Tagesetappen bis zu 30 Kilometern den Marienpilgerweg (<http://www.marienpilgerweg.at>) entlang. Station machten wir in der Nähe von Lamm, in Diex, Brückl, Maria Saal, -Wörth, -Gail und zuletzt in Feistritz, wo wir stets gut versorgt wurden und uns sogar manchmal noch im See oder Pool nach einem anstrengenden Tag erfrischen konnten. Besonders sei hier die Gastfreundschaft in Maria Saal vom dortigen Dompfarrer erwähnt. Viele besondere Begegnungen, abendliches

Beisammensein, und so mancher Irrweg kennzeichneten die Route. Doch auch innerlich wurde viel bewegt. Nur am Abend wurde gesprochen, tagsüber im Schweigen gegangen. Da kommt einem so einiges in den Sinn, nicht nur die Ungeduld und andere Gefühle die einen solchen Weg begleiten. Tägliche Impulse zum Thema „Unterwegssein“ und individuelle Begleitgespräche gaben einen guten und anstoßenden Boden für den inneren Weg.

Den Abschlussgottesdienst in der Magdalenenkapelle oberhalb von Feistritz feierten allerdings nur mehr vier der anfänglich sieben Teilnehmer mit. Knie- und Fußprobleme waren die Ursachen. Wer will es ihnen verdenken. Mitgenommen auf seinen persönlichen Lebensweg hat wohl jeder etwas und so war auch die Stimmung beim Abschied: Dankbar für die Ermöglichung der schönen, besinnlichen und sportlichen Tage und den Segen Gottes.

Michael Pientka

Gemeinde im ungarischsprachigen Teil Siebenbürgens.

Was jenen aus unserer Gruppe, die wie ich das erste Mal dabei waren, zu Beginn noch fremd erschien, wurde mit der Zeit ein Stück weit vertraut: Die omnipräsenten Pferdewägen beispielsweise waren bald auch unser Transportmittel auf dem Weg in die umliegenden Berge, wo wir unter anderem beim Holzarbeiten helfen durften, beim Errichten und Streichen eines Zaunes, bei der Heuarbeit oder beim Auberginen-Einkochen.

Dabei lernten wir einander und einige Menschen aus Domokos näher kennen, und so machte jede/r eigene wertvolle Erfahrungen, von denen wir einander an den Abenden beim Austausch auch zum Teil erzählten. Dass es zum Beispiel wichtig ist, sich die Kräfte bei der Arbeit gut einzuteilen, spürten wir am eigenen Körper. Das gute selbstgemachte Essen – wenn wir im Freien waren, wurde



Reichlich Arbeit und unvergessliche Erfahrungen am diesjährigen „Workcamp“ im rumänischen Domokos

WORKCAMP IN SIEBENBÜRGEN

Diesen August fand zum zweiten Mal das Workcamp in Siebenbürgen, Rumänien, statt. Genauer gesagt in Csikszentdomokos, kurz Domokos, einer größeren

im Kessel über dem Feuer gekocht – half, uns zu stärken. Um auch geistig Kraft zu tanken, begannen wir jeden Tag mit einem Morgengebet/-impuls.

Ich staunte über die Offenheit und Großzügigkeit, mit der wir aufgenommen und

beschenkt wurden, sowohl von den Helferinnen, in deren Haus wir wohnten, als auch von den DorfbewohnerInnen.



Zwei-PS-Motor

Nebenbei erfuhren wir von der Situation beziehungsweise komplexen Problematik der Roma-Volkgruppen, die ebenfalls im Domokos leben. Einen besonders lebhaften und schönen Abend verbrachten wir, tanzend, mit der Volkstanzgruppe, bevor wir uns wieder auf den langen Heimweg machten – mit vielen schönen Erinnerungen, aber auch mit Fragen, die das Erlebte bei manchen aufwarf, mit großem Respekt gegenüber den Menschen in Domokos und ihrem Arbeitsalltag, der so anders



Heimfahrt nach getaner Arbeit

ist als jener auf der Uni, dem Gefühl, ein kleines Stück mit ihnen verbunden zu sein durch die Zeit, die wir geteilt hatten, und mit einer großen Dankbarkeit. Bis zum nächsten Workcamp im Sommer 2014!

Barbara Fuchs

SELBSTBESCHREIBUNGEN SIND JA IMMER RECHT SCHWIERIG,

... will man sich doch einerseits von seiner besten Seite zeigen, andererseits mal nicht zu dick auftragen. Vielleicht ist es am besten, im Jetzt anzufangen und sich



Neu in der KHG: Jenny Brunner

dann langsam zurückzuarbeiten, weil die Vergangenheit einem wohl ferner liegt als das Heute.

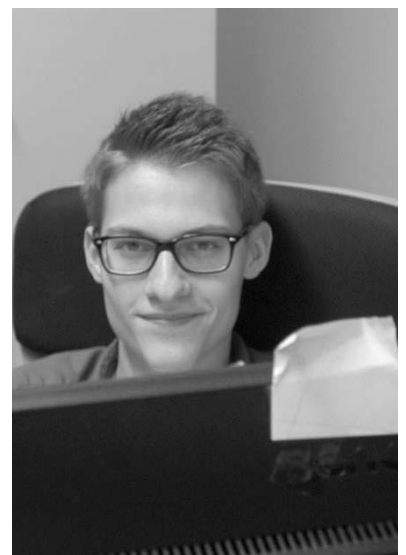
Seit Jänner arbeite ich in der KHG und die meiste Zeit beschäftige ich mich mit allem, was so unter „Öffentlichkeitsarbeit“ fällt: Homepage, Plakate, Flyer, Veranstaltungskalender, Serienbriefe, Newsletter, Mail-Aussendungen und so weiter. Außerdem lerne ich hier auch langsam die Welt der bildenden Künste schätzen, wie man so schön sagt. Bis jetzt bin ich nämlich hauptsächlich in der Literatur herumgestrolcht: in der schönen und in der fachlichen, in der deutschen (Germanistik-Studium), der philosophischen (Philosophie-Studium) und der anderssprachigen (Sprachwissenschaftsstudium). Wenn ich nicht irgendwas mit einem Buch oder am Computer mache, dann verbringe ich meine Zeit gerne mit den Menschen, die mir nahestehen – wie wohl die meisten – und diese dafür auch oft in das kleine obersteirische Dorf St. Lorenzen im Mürztal, wo meine Wurzeln sind. Musik ist jene Leidenschaft, die ich

glücklicherweise nicht zum Beruf gemacht habe: entdecken, hören, machen (Kazoo, Gitarre, Klavier, Bass, Stimmchen – aber wie ich zum Beispiel in Anbetracht der unglaublich musikalischen Studis aus der KHG feststellen muss, wohl eher in „Wohnzimmer-Qualität“). Ansonsten laufe ich noch – inzwischen so gerne, dass es hier Platz finden kann. Wer mich kennt, weiß außerdem, dass ich besser per Mail als telefonisch erreichbar bin, dass ich von einer Pizza nur den Rand mag, was gut zu meiner Lactose-Intoleranz passt, dass ich den letzten Schluck nicht trinken kann und andere Marotten. Ich geb' mir aber Mühe.

Jenny Brunner

SERVUS,

ich bin der Neue. Bereits seit dem dritten Oktober bin ich ständig auf Achse in und rund um die Häuser der KHG. Damit ich in Zukunft nicht mehr ständig für einen Studenten gehalten werde, (nicht, dass mich das stören würde) darf



Zivi Thomas Draschbacher

ich mich an dieser Stelle kurz vorstellen: Mein Name ist Thomas Draschbacher, ich bin 18 Jahre alt, Grazer, leider noch kein Student, aber bis Juni des nächsten Jahres darf ich mich als Zivildienstler in der KHG zumindest so fühlen.

In meiner Freizeit beschäftige ich mich am liebsten mit Autos, besonders der Motorsport hat es mir angetan. Aus diesem Grund werde ich nach der Zeit als Zivildienstler vermutlich Maschinenbau studieren. Außerdem verbringe ich Teile meiner Freizeit als Motorsportjournalist an den Rennstrecken dieser Welt (= Steiermark). Trotzdem oder gerade deshalb habe ich es bisher aber leider noch nicht geschafft, meine Führerscheinprüfung abzulegen, das wird (hoffentlich) in den nächsten Monaten geschehen.

Ein paar Bewohner des Studentenheims durfte ich in der Zwischenzeit bereits kennenlernen („Hallo ich bin der Postbote“) und ich freue mich auf all die neuen Gesichter, die ich hier in den nächsten acht Monaten mit Sicherheit noch kennenlernen werde.

Thomas Draschbacher

BRIGITTA KUNISCH

Neue Vorsitzende der KHG-Community Graz

Brigitta Kunisch, Direktorin des Gymnasiums Sacré Coeur in Graz, ist am 18. November zur neuen Vorsitzenden der



(Foto: privat)

Community der Katholischen Hochschulgemeinde Graz (KHG) gewählt worden und folgt damit Josef Wilhelm nach. Die Community bezweckt die Förderung der KHG und die Kommunikation zwischen

Personen, die dieser verbunden sind. In den vergangenen Jahren hat sich der Förderverein vor allem um die Renovierung der Barockorgel in der Leechkirche, eine der ältesten in Graz, und um die Erneuerung und Zusammenführung der ehemaligen „Leechburg“ mit dem Afroasiatischen Institut zum neuen „Quartier Leech“ verdient gemacht. Für die baulichen Maßnahmen wurden 380.000,- Euro Eigenmittel aufgebracht. Weitere Schwerpunkte sind die jährliche Kulturfahrt im Herbst und die Förderung von Studierenden durch ein Mentoring-Programm.

Josef Wilhelm,

Vorsitzender des Kuratoriums der KHG

KÜNSTLERISCHE SCHWELLENMARKIERUNG



Anneliese Schrenk, Ausschnitt 2/3/4, 2013
(Foto: Pinaeva)

Mit Lederhäuten markierte die Künstlerin Anneliese Schrenk den Übergang vom QL-Foyer zum Lichthof ganz neu und ermöglichte sinnenfällige Durch- und Überschreitungsmöglichkeit, während in der Leechkirche der mit Lederhäuten bedeckte Altar die Vorbereitung auf das Weihnachtsfest und das Geheimnis der Inkarnation ganz wörtlich sichtbar macht.

QUARTIER LEECH HAT ERÖFFNET

Am 7. Oktober wurde das „Quartier Leech“ der Katholischen Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Institutes feierlich eröffnet. Unter den



(Foto: Neuhold)

zahlreichen Ehrengästen waren Landeshauptmann Franz Voves, Diözesanbischof Egon Kapellari, Bürgermeister Siegfried Nagl, Landeshauptmann-Stellvertreter Siegfried Schrittwieser, die LandesrätInnen Kristina Edlinger Ploder, Christian Buchmann, Bettina Vollath, Vizebürgermeisterin Martina Schröck, Generalvikar Heinrich Schnuderl, Weihbischof Franz



Vernissage der Ausstellung von Daphna Weinstein.
(Foto: Pinaeva)

Lackner, sowie die Kuratoriumsvorsitzenden Josef Wilhelm (KHG) und Wolfgang Messner (AAI). Nach dem offiziellen Festakt und der Segensfeier im Freien konnten bei einem Tag der Offenen Tür alle Räumlichkeiten besichtigt werden. Der Abend klang nach den Vernissagen der Ausstellungen von Daphna Weinstein und Maryam Mohammadi bei bester Stimmung im Café Global und in der erneuerten Heimbar aus.

bon
 gratis zu jedem Essen
 1 x ägypt. Dessert + 1 x arab. Tee
 Aktion gültig bis Di, 31. DEZ 2013



CAFÉ GLOBAL

- Im Sommer: SHISHA im Gastgarten
- Catering + Veranstaltungen im Haus (Hochzeiten, Seminare...)
- KOCHWORKSHOPS mit Live Musik für 10 Personen, Voranmeldung! (Tel, Email)
- Internet (W-Lan)

Internationale Speisen und Getränke, Salate, Desserts und kleine Imbisse in angenehmer und multikultureller Atmosphäre zu studierendenfreundlichen Preisen.

Für unsere Küche verwenden wir nach Möglichkeit regionale, saisonale, biologische und fair gehandelte Produkte. Gastgarten in den Sommermonaten.

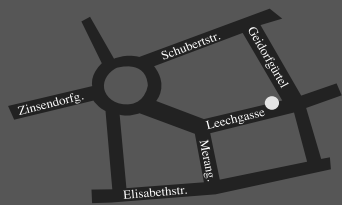
ÖFFNUNGSZEITEN:
 von Mo - Fr von 08:00 – 22:00 Uhr
 Nachmittag bis Abend: a la carte
 Abend: kaltes Buffet

Sonntag: orientalisches Frühstück + Mittagessen (open Buffet, all inclusive 5,70 für Studenten mit Mensa Stempel 4,60)



Café Global Inh. Mido Moursi
 Leechgasse 22
 8010 Graz Austria

Tel +43 (0) 660 / 41 68 868
 mido_moursi@live.de
 facebook.com/IloveCafeGlobal



DIÖZESE GRAZ-SECKAU

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
 Katholische Hochschulgemeinde Graz
 Stmk. Bank u. Sparkassen AG
 Kto-Nr: 03300 700 543
 BLZ: 20815
 IBAN: AT312081503300700543
 BIC: STSPAT2G
 Verwendungszweck:
 DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN+GLAUBEN
 Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
 Mag. Harald Koberg

Redaktion:
 Jennifer Brunner, MA
 Mag. Martin Gsellmann
 Lukas Lienhart
 Mag.ª Martina Linzer
 Dr. Florian Mittl
 Mag.ª Gudrun Pichler
 Günter Schuchlantz
 Dr.ª Anna Maria Steiner
 Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:
 Katholische Hochschulgemeinde Graz
 MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
 Tel. 0316 / 32 26 28
 http://www.khg-graz.at

Layout und Satz:
 Wolfgang Rappel

Druck:
 Universitätsdruckerei Klampfer,
 St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter steiner@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: steiner@khg-graz.at

Coverfoto:
 Chanwit Prabpayak, Thailand: "No matter where I am in the world, I can not live without Thai food."
 Foto: © Maryam Mohammadi

LITURGISCHER WOCHENPLAN

- SO** 19:30 **Universitätsmesse** in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse
- SO** 18:15 **Messe** in der Stadtpfarrkirche, Herrengasse
- SO** 11:00 **Messe** in der Pfarrkirche St. Leonhard, Leonhardplatz
- SO** 11:30 **Messe** im Grazer Dom, Burggasse
- MO** 8:00 **Messe** in der Hauskapelle der Helferinnen, Leechgasse 34
- DI** 7:15 **Messe** in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse mit anschl. gemeinsamen Frühstück
- MI** 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse oder in der Hauskapelle des Priesterseminars, Bürgergasse 2
- DO** 7:15 **Messe** in der Hauskapelle Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück
- FR** 7:15 **Messe** in der Kapelle des John Ogilvie Hauses, Zinzendorfsgasse 3

MEINE KLEINE - DIE BESTEN KOMMENTARE

Bei der Studie „Image der Tageszeitungen“ schätzen 80 % der Leser besonders die guten Kommentare der Kleinen Zeitung.* Somit teilt sich die Kleine den Platz 1 unter den Österreichischen Tageszeitungen mit dem Standard. Wir sagen Danke.



* Quelle: GfK Studie „Image der Tageszeitungen“ 2013

MEINE KLEINE.

**KLEINE
ZEITUNG**
www.kleinezeitung.at

DEZ 2013

www.khgg-graz.at

MI
11

MI
18

6:00 **RORATEN IM ADVENT**
anschließend gemeinsames Frühstück
Leechkirche, 8010 Graz
(in Kooperation mit TheoZentrum, KHJ, Forum GWK)

DI
17

19:30 **INIGO-GRUPPE**
Begleitung: **P. Albert Holzknicht SJ, Sr. Regina Stallbaumer sa**
weitere Termine: **DI 3. DEZ / DI 7. JAN / DI 21. JAN**
Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34, 8010 Graz

MO
27

SO
2

TAIZÉ-SILVESTERTREFFEN IN STRASBOURG
Info: **HS Alois Alois** (koelbl@khgg-graz.at)

JAN 2014

www.khgg-graz.at

MI
8

19:30 **„DAS LEBEN WAGEN“**
Kontakt: **Sr. Regina Stallbaumer sa** (stallbaumer@khgg-graz.at)
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfgasse 3, 8010 Graz

DI
14

19:30 **VERNISSAGE CHRISTIAN EGON BÄRNTHALER: „Tagebuch“**
QL-Galerie, Leechgasse 24, 8010 Graz

MO
27

19:30 – 21:00 **WORKSHOP „ESSEN BELEBT GLAUBEN“**
Unterscheidet sich der Islam in der Türkei von dem anderer islamischer Länder?
Welche Feste gibt es und wie werden sie gefeiert?
Welche Speisen werden zu welchem Anlass gekocht?
Sebile Karakas wird diese Fragen beantworten und mit uns kochen und essen.
Anmeldung (bis 20. JAN): **Pamir Harvey** (p.harvey@aai-graz.at),
Anna Steiner (steiner@khgg-graz.at)
Grieskoch („Heidenspaß“), Griesgasse 8, 8020 Graz
(in Kooperation mit Afro Asiatischem Institut)

MI
29

19:30 **PSYCHOLOGICUM: „entwurzelt“**
Über Menschenhandel und seine Folgen sprechen **Elisabeth Hartl, Sr. Silke Mallmann**
und **Walter Pieringer**
Moderation: **Josef Zollneritsch**.
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24/I. Stock, 8010 Graz
(in Kooperation mit Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst)

FEB 2014

www.khgg-graz.at

FR
7

SO
16

KHJÖ FEBRUAREXKURSION NACH KIEW UND LEMBERG
Infos: graz@khjoe.at

SO
13

SO
22

KHG KÜHTAI-WINTERLAGER
Infos: **P. Martin Rauch** (rauch@khgg-graz.at)

APR 2014

www.khgg-graz.at

DI
22

SO
27

KHG-REISE NACH ROM
Anmeldung, Infos: **HS Alois Alois** (koelbl@khgg-graz.at)

BEHAUST

Gewöhn dich nicht.
Du darfst dich nicht gewöhnen.
Eine Rose ist eine Rose.
Aber ein Heim
ist kein Heim.
Hilde Domin (1909–2006)

„Sich heimisch fühlen“, „eingeboren“ oder „ansässig sein“, – laut Synonymlexikon stehen alle drei Begriffe für den Zustand des „Behaust“-Seins. Als Erweiterung dieser Umschreibungen kann das obenstehende Gedicht von Hilde Domin gelesen werden. Behaust-Sein wird darin um die beiden Komponenten Instabilität und Fragilität erweitert. Keinen Bestand habe sowohl das Sich-beheimatet-Fühlen als auch das Heim selbst. Und letzteres, das weiß nicht nur die aus Deutschland vertriebene Literatin, ist nie abgeschlossen.

Wer an seiner Heimat festhält, der verliert sie laut Gedicht. Hilde Palm, geborene Löwenstein, nimmt die ihre mit – in Form eines Namens: Nach ihrer Rückkehr aus dem Exil in der Dominikanischen Republik nennt sie sich fortan „Domin“. Weil die Gewissheit der Unsicherheit die einzige Sicherheit darstelle, müsse sich der Mensch im „Sich-nicht-Gewöhnen“ einüben. Ein Heim wird demzufolge erst haben, wem dessen Ähnlichkeit mit einer Blume offenkundig wird: schön und vergänglich zugleich.

Anna Maria Steiner, Chefredakteurin